



Cthulhu Libria



Magazin für lovecraft'sche Literatur und Phantastik

Juli 2012 – Nr. 47

Titelbild

Frank B. Long - Spaceeaters

von

Johann Peterka

Lektorat/Korrektorat

Nina Horvath

Impressum

Zusammengestellt wird CTHULHU-LIBRIA von Eric Hantsch und erscheint einmal im Monat. Mit der Veröffentlichung wird kein kommerzielles Ziel verfolgt, der Download ist kostenlos und unverbindlich. Die Redaktion erwirtschaftet keinen Gewinn, sondern ist bestrebt, so umfassend wie möglich zu informieren. Alle Inhalte werden mit größter Sorgfalt erstellt, jedoch kann für Sekurität, Aktualität und Vollständigkeit keine Garantie übernommen werden. CTHULHU-LIBRIA ist nur für den privaten Gebrauch bestimmt. Eine kommerzielle Verwertung ist nicht gestattet! Die Redaktion nimmt zum Inhalt Dritter die Rechte dieser wahr. Inhalts- und Medienquellen sind, wenn nicht anders vermerkt, die der jeweils angegebenen Verlage. Beiträge, die von dritten Autoren erstellt werden, unterliegen deren Urheberrecht und dürfen nur mit deren Erlaubnis verwertet werden. Sollte es zu Urheberrechtsverletzungen kommen, wird um einen Hinweis bzw. um Kontaktaufnahme gebeten, um unnötige Kosten auf beiden Seiten zu vermeiden. Sollte sich Ihr Hinweis als gerechtfertigt erweisen, wird das Problem umgehend beseitigt. Die Redaktion weist darauf hin, dass in CTHULHU-LIBRIA keine verbotenen, sittenwidrigen, rechts- oder linksradikale wie auch pornographische Inhalte Eingang finden. Titel mit erotischem Inhalt können jedoch enthalten sein. Inhalte mit explizitem sexuellen Charakter sind rein fiktiv!

Redaktion CTHULHU-LIBRIA V.i.S.d.P.:

Eric Hantsch

Bischofswerdaer Straße 273

01844 Neustadt i. Sa.

Erichantsch@yahoo.de

CTHULHU-LIBRIA ist als PDF-Download über LITERRA.INFO und CTHULHUS_RUF verfügbar, oder kann durch eine formlose E-Mail an Cthulhu-Libria-subscribe@yahoogroups.de abonniert werden. Um sein Abo wieder zu kündigen, genügt ebenfalls eine formlose E-Mail an Cthulhu-Libria-unsubscribe@yahoogroups.de. Natürlich kostenlos!

Cthulhu Libria

Das Team von A bis Z

[Alisha Bionda](#) - Rezensentin

[Hantsch, Eric](#) - Herausgeber, Recherche

[Hilleberg, Florian](#) - Rezensent

[Hofmann, Thomas](#) - Rezensent

[Horvath, Nina](#) - Lektorat, Rezensentin und guter Geist des Magazins

[Huber, Elmar](#) - Rezensent

[Kentsch, Benjamin](#) - Rezensent

[Peterka, Johann](#) - Grafiker und Illustrator

[Schmolk, Dennis](#) - Rezensent

[Stadelmann, Michaela](#) – Redakteurin

[Weiss, Axel](#) - Redakteur, Rezensent

Inhalt

Fhtagn!.....	Seite 6
Ein neues Tentakelmonster.....	Seite 7
Lovecraftsche Vorschau.....	Seite 8
Schlaflos! von Michaela Stadelmann.....	Seite 9
Novitätenbericht des Monats.....	Seite 11
Weitere Neuerscheinungen.....	Seite 49
Con-Kalender.....	Seite 52
Kioskgeflüster.....	Seite 53
Rezicenter.....	Seite 58
Verlagsvorschau 12/13.....	Seite 70
Kioskgeflüster Vorschau 12/13.....	Seite 80
Kurz notiert.....	Seite 81
Comic Stuff.....	Seite 82
Kleinodien der Phantasie.....	Seite 84
Phantastisches Allerlei.....	Seite 86
Aus dem vergessenen Bücherregal.....	Seite 91
Imaginatio Lux.....	Seite 99
Verlagsverzeichnis (Verlinkt).....	Seite 105



Hochverehrte Tiefenwesen, liebe Mitshoggothen,

mit großer Freude dürfen wir einen neuen Mitstreiter in unserer Runde begrüßen! Ab dieser Ausgabe wird Axel Weiss des Team verstärken und CTHULHU LIBRIA mit Artikeln und Besprechungen bereichern. In *Ein neues Tentakelmonster* wird sich Axel selbst noch vorstellen. Wir wünschen ihm eine schöne Zeit bei CL und bedanken uns für seine Bereitschaft, uns zu unterstützen. Vielen Dank, Axel!

Das Sommerloch macht sich bereits bemerkbar; dementsprechend sind in dieser Ausgabe nur wenig, aber nichtsdestotrotz interessante Neuerscheinungen der Phantastik verzeichnet. Und auch in Reziteilen gibt es wieder fundierte Besprechungen von Elmar Huber, Florian Hilleberg, Alisha Bionda und Eric Hantsch.

In unserer neuen Kategorie *Kleinodien der Phantasie* gibt Axel Weiss seinen Einstand mit einem Artikel zu einer ganz besonderen Geschichte von Alfred Kubin. Außerdem erwartet Euch in *Phantastisches Allerlei* ein Bericht vom Elstercon.

Abgerundet wird CL 47 mit einer neuen Grafic-Novel von Johann Peterka, welche in ein Museum voller Schrecken entführt.

Tentaklige Grüße sendet Euch

Das CL-Team

CTHULHU LIBRIA



AXEL WEISS



Ich wurde 1975 in Göttingen geboren und verbrachte Kindheit und Jugend im nicht weit entfernten Hötter, im schönen Weserbergland.

Studien führten mich nach Göttingen (Pädagogik), Bremen (Grafikdesign) und Essen (Kommunikationsdesign).

Ein neues Tentakelmonster

Seit 2002 lebe und arbeite ich in Oberhausen, einer der kleineren Ruhrgebietsstädte.

2011 habe ich mich als Designer und Illustrator verselbstständigt und biete meine Leistungen unter dem verdreifachten (Achtung! Zahlenmystik) Namen „weißweißweiß“ an.

Zur Phantastik kam ich im Alter von 10 oder 11 Jahren, der Einstig begann mit E. A. Poe und meiner bis heute liebsten Anthologie unheimlicher Geschichten „Das verschluckte Gespenst“ (Hrsg. Klaus Seehafer).

Meine Entdeckung H. P. Lovecrafts wenige Jahre später wird sich in ihrem Ausmaß nicht sonderlich von der Initiation anderer unterscheiden: einmal Lovecraft immer Lovecraft.

So sehr ich sein Werk liebe, so spannend finde ich die Auseinandersetzung mit seiner Person, in dieser Hinsicht schätze ich z. Bsp. Michel Houellebecqs Aufsatz „Gegen die Welt. Gegen das Leben.“

Seit 2011 betreibe ich das Blog „vorvorgestern“, welches ich als „Digitale Kunst- und Wunderkammer“ bezeichne. Es ist ein Sammelsurium aus Trödelmarkt-Fundstücken, Nostalgie, Erinnerungen, Fahrtenberichten und allerlei Seltsamem. Auch dort kann ich meine Lieber zur Phantastik und speziell Lovecraft schlecht verhehlen ...

Cthulhu Libria



LOVECRAFTSCHE VORSCHAU 12/13

FESTA VERLAG

Lovecrafts Bibliothek Band 26: Die Grabgewölbe von Yoh-Vombis - Clark Ashton Smith, ca. 380 Seiten, ca. Mitte Oktober 2012

Lovecrafts Bibliothek Band 27: Tote erinnern sich - Robert Ervin Howard, ca. 352 Seiten, ca. 10. September 2012

Lovecrafts Bibliothek Band 30: Das Labyrinth des Maal Dweb - Clark Ashton Smith, ca. 380 Seiten, 2. Quartal 2013

Lovecrafts Bibliothek 2631: Der schwarze Hund des Todes - Robert E. Howard, ca. 352 Seiten, 2. Quartal 2013

Sammlerausgaben: Der Besudler auf der Schwelle - Edward Lee, Seitenanzahl noch unbekannt, Weihnachten 2012

GOBLIN PRESS

Der kataleptische Traum - Michael Knoke, ca. 100, 2012

Nachtmarkt Voodoo - Andreas Ackermann, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

NEMED HOUSE

Redmask 3 (Pulp Magazin) - Anthologie (Hrsg. Axel M. Gruner), ca. 200 Seiten, Mitte 2012

Redmask 4 (Pulp Magazin) - Anthologie (Hrsg. Axel M. Gruner), ca. 200 Seiten, 1. November 2012

Studien in Smaragd: Die Abenteuer des Aristide Allard - Axel M. Gruner. Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

VOODOO PRESS

Horror Corner: Innswich Horror - Edward Lee, ca. 200 Seiten, Juli 2012



Schlaflos! von Michaela Stadelmann

HORROR DES ALLTAGS: GELDUNTERGANG © BETTINA UNGHULESCU

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Userinnen und User, liebe Konsumentinnen und Konsumenten, ihr habt es geschafft! Ja, tatsächlich, ihr habt mehreren, in Bezug auf das Weltgefüge unwichtigen Dateien zu Ruhm & Ehre verholfen. Doch, es ist, wie ich es sage – und ihr habt mir damit einen unermesslichen Dienst erwiesen.

Zufällig bin ich darauf aufmerksam geworden. Ein wohlmeinender Mensch schickte mir einen Link mit dubiosem Inhalt. Also, ursprünglich war der Inhalt rechtens, durch und durch integer und jugendfrei. Denn er war vorher über meinen Verlagstisch gegangen und hat dann die Welt der Datenbanken erblickt. In Form von E-Books. Und wie das so ist, billig ist nicht günstig genug. Weshalb der Inhalt – also die E-Books – von einem nicht so wohlmeinenden Menschen zum illegalen Download kostenfrei ins Netz gestellt wurde. Einfach so. (Nein, den Link verrate ich euch jetzt nicht. Wer Unrechtes tun will, muss sich schon ein bisschen anstrengen.) Was sagt uns das?

1. Der digitale Horror ist noch viel größer als angenommen – aber ich bin ja selbst Schuld, warum will ich mit der Welt auch so etwas Triviales wie Texte teilen?
2. Was billig ist, wird inzwischen auch geklaut. Was man kostenlos anbietet (jedes Wochenende: Gratis-Downloads!), wird erst recht geklaut. Das hat mich

am meisten geärgert.

3. Was geklaut wird, muss einen gewissen Wert für den Dieb haben ... und wahrscheinlich auch für den Konsumenten, der das File illegal herunterlädt, denn sonst könnte er es ja auf die legale Tour erwerben.

4. Die Verlagstexte haben inzwischen ein Level erreicht, auf dem sie ein nicht so wohlmeinender Mensch für diebstahlwürdig hält – und das sind ja bekanntermaßen nur erfolgreiche Sachen, sonst würde man das Risiko, sich strafbar zu machen, ja nicht ohne Not eingehen.

Fazit:

Ich stand am Tor zum Olymp und wurde virtuell durchgeschubst. Hey, danke, lieber Dieb :-). Was gestern noch wie ein Schock anmutete, sieht heute schon wieder ganz anders aus. Denn kaum hatte ich mir auf dem Lit.Limbus-Blog Luft gemacht, stiegen die Verkaufszahlen wieder – Heureka!

In der heute ganz eilig einberufenen Verlagskonferenz – wir sind inzwischen zu dritt und wollen tatsächlich von dem leben, was wir mit den Autoren zusammen fabrizieren – siegte beim Betrachten der Verkaufszahlen das breite Grinsen über den Ärger, vielleicht Tausende von Euronen verloren zu haben. Das macht den Diebstahl an sich

zwar nicht legaler, aber erträglicher. Wollen uns die Konsumenten jetzt beweisen, dass es noch ehrliche Käufer gibt? Das lässt hoffen!

Ob ich den ganzen Klimbim mit Rechtsanwalt, Anzeige & so weiter gehen werde, muss ich mir noch überlegen, denn der Schaden ist, gerechnet auf die ganze Branche, immens. Aber es nützt es nicht viel, eine illegale Seite schließen zu lassen – die nächsten stehen schon in den Startlöchern. Und wir waren schon immer viel besser im Appellieren als im Abstrafen.

Deshalb werden wir ein Zitat aus unserer heutigen

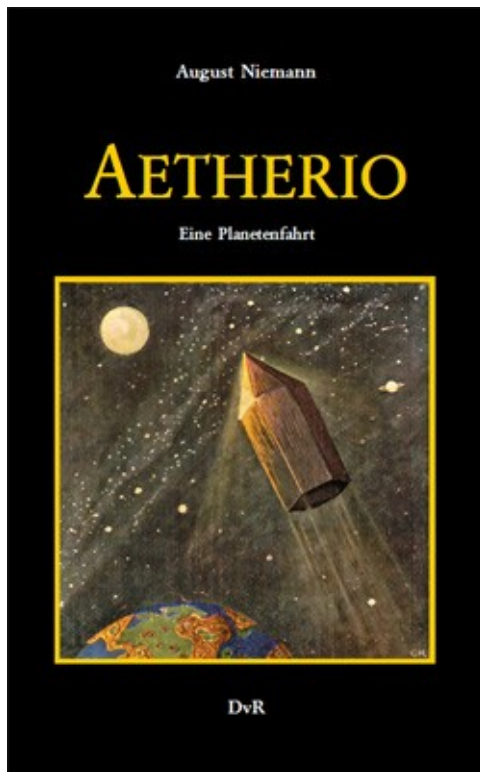
Verlagskonferenz in allen E-Books anbringen, die bisher erschienen sind und noch erscheinen werden – denn ein wenig zu denken wollen wir den Lesern trotzdem geben:

Vielen Dank, dass Sie dieses E-Book auf legalem Weg erworben haben. Damit haben unsere Autoren die Möglichkeit, auch Ihren Arbeitsplatz zu sichern. Sollten Sie den illegalen Weg gewählt haben – wir sehen uns spätestens am Himmelstörchen. Und dass der Teufel auf unserer Seite steht, können Sie sich ja denken ... Viel Spaß bei der Lektüre!

Gez. Hell, Angel & Equilibrium



AETHERION



Autor: August Niemann
Verlag: [Dieter von Reeken](#)
Umfang: 171 Seiten
ISBN: 9783940679666
Preis: 15,00 Euro

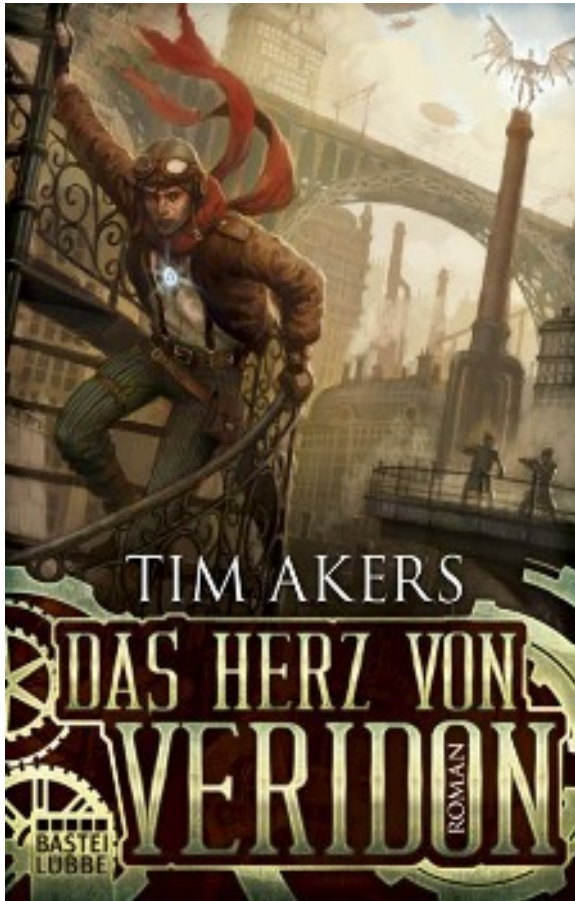
Novitätenbericht des Monats

Mit diesem Titel von August Niemann hat der Verlag Dieter von Reeken einen Autor ausgegraben, der seiner Zeit (er wurde 1839 geboren und starb 1919) höchst bekannt und sehr produktiv war, heute jedoch als vergessen gilt. Dieser traurige Umstand wird noch von dem wenig aussagekräftigen Vermerk im *Lexikon der Science Fiction Literatur* zu seiner Person verstärkt. Umso erfreulicher wirkt es da, dass nunmehr eines seiner Werke eine erneute Auflage erfährt!

Zum Inhalt:

Eine geradezu märchenhafte SF-Geschichte spinnt der Autor hier zusammen und berichtet in ihr von einer Prinzessin, die lieber physikalische und chemische Experimente anstellt, als einen Großfürsten zu heiraten und als liebes Frauchen an seiner Seite zu verweilen.

DAS HERZ VON VERIDON



Autor: Tim Akers
Verlag: [Lübbe Verlagsgruppe](#)
Umfang: 350 Seiten
ISBN: 9783404206667
Preis: 12,99 Euro

Einen weiteren Steampunk Roman und damit sein Debüt im deutschen Sprachraum gibt Tim Akers mit diesem Titel. Wer mehr über den Autor erfahren möchte, sollt sein Blog [Dancing to Dirges](#) besuchen.

Inhalt:

Mein Name ist Jacob Burn. Ich war an Bord eines Zeppelins, als er vom Himmel fiel. Ich stürzte mit den Flammen und zerschmetterten Getrieben in den dunklen Fluss hinab und überlebte. Der Himmel mag mich wohl nicht besonders. Aber noch weniger mögen mich die Leute, die mich jagen. Sie sind hinter dem Artefakt her, das mir ein alter Bekannter vor dem Zeppelinabsturz in die Hand gedrückt hat. Keine Ahnung, was es damit auf sich hat, aber es scheint ziemlich bedeutend zu sein. Schließlich will man mich dafür töten.

Meine Stadt Veridon ist ein gefährlicher Ort. Aber wenn es sein muss, kann ich noch viel gefährlicher sein ...

DIE UNSTERBLICHEN



Dieser Roman wurde erstmals 1952 der Leserschaft vorgestellt und nunmehr im Verlag Dieter von Reeken wieder aufgelegt. Sein Verfasser Paul Alfred Müller, auch bekannt unter den Pseudonymen Freder van Holk und Lok Myler, ist zwar als SF-Autor bekannt geworden, schrieb jedoch auch in anderen Genre.

Die Unsterblichen berichtet von der Möglichkeit des ewigen Lebens und den Problemen, die damit einhergehen.

Zum Inhalt:

Im Jahr 2024 ist es den Menschen gelungen, durch das Mittel Vitin so lange zu leben, wie sie es sich wünschen. Durch diesen Fortschritt nimmt die Zahl der Alten gegenüber den Jungen jedoch überproportional zu, was zu einem regelrechten Generationenkrieg führt. Der Kampf der jungen Altersklasse wendet sich aber nicht nur gegen die jährigen Generationen, sondern vor allem gegen die Produzenten der Unsterblichkeitsessenz ...

Autor: Paul Alfred Müller (als Freder van Holk)

Verlag: [Dieter von Reeken](#)

Umfang: 167 Seiten

ISBN: 9783940679642

Preis: 15,00 Euro

Leseprobe aus DIE UNSTERBLICHEN

KAPITEL 1

Für uns Lebende im Beginn des dritten Jahrtausends liegt über den Ereignissen des Jahres 1980 bereits die Patina einer großväterlichen Zeit, aber es wäre bedenklich gewesen, mit einer früheren Veröffentlichung in die fast tödlichen Erschütterungen unseres gesellschaftlichen Daseins einzugreifen. Erst jetzt dürfen wir hoffen, dass sich die Spannungen zwischen den Unmündigen und den Konservatoren allmählich ausgleichen werden, nachdem es dank der internationalen Gesetzgebung vom 1. April 2024 jedem erlaubt ist, so alt zu werden, wie er wünscht. Ich wage nicht zu behaupten, dass wir schon in friedlichen Zeiten leben, aber es scheint doch wenigstens, als sei die Menschheit nach den erbitterten und verlustreichen Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte geneigt, wieder einmal ihre Probleme mit größerer Toleranz zu betrachten und die humorige Seite ihrer Torheiten zu entdecken.

Das Material zu meiner Darstellung erhielt ich von den beteiligten Personen selbst, soweit sie sich noch am Leben befinden. Sie erlaubten mir ausdrücklich, ihre Namen zu nennen, und da einige von ihnen weltbekannt sind, wird es dem Leser leicht fallen, das Geschehen für historisch wahr zu halten.

*

Im Jahre 1925 war der Marktflecken Garmisch, D, USE, am Nordrand der Alpen und vor der malerischen Kulisse der Zugspitze, ein vielbesuchter Kurort. Die großen

Reiseepidemien des Jahrhunderts hatten zwar noch nicht begonnen, aber es gab doch schon genug Unrastige, um zur Saison die Hotels zu füllen und die lokalen Bemühungen um bodenständiges Brauchtum zu rechtfertigen. Sicher waren es denn auch für den Fremden reizende Erlebnisse, sich zwischen den flachgedeckten Häuschen mit den umlaufenden Balkonen zu bewegen, die Zither spielen zu hören und die Einheimischen in ihren bunten Trachten und federgeschmückten Hüten zu sehen. Damals gab es ja weder Hörfunk noch Sehfunk, so dass man genötigt war, eine Landschaft persönlich aufzusuchen, wenn man sie kennenlernen wollte. Besondere Aufmerksamkeit fanden die ortsüblich nackten Knie der Männer, die von den Damen als erfreulich anregend empfunden wurden, bei den Herren aber nicht selten Anstoß erregten, da die Mode jener Zeit das männliche Geschlecht verpflichtete, lange Hosen zu tragen. Jede Mode neigt aber dazu, sich zu einem gesellschaftlichen oder gar sittlichen Gesetz zu steigern, und es bedurfte einiger Nachsicht, um die ledernen Shorts als Reisekuriosität zu verbuchen und neben dem, was sich für einen Herrn geziemte, gelten zu lassen. Jene Zeit besaß noch ihre strengen Auffassungen in Kleidungsfragen. In den Städten genügte es bereits, den Kopf auf der Straße unbedeckt zu lassen, um sich aus der Gemeinschaft ehrenwerter Bürger auszuschließen, und der spätere demonstrative Verzicht jugendlicher Kreise auf Hut, Krawatte, Sockenhalter und Hosenträger zerbrach bereits eine geheiligte Ordnung und deutete wohl schon die kommende Revolution der Unmündigen an.

Am Rande von Garmisch stand die „Villa Diana“, ein Haus aus der Jahrhundertwende, das mit seinen Stuckverzierungen, Türmchen und Erkern keineswegs in seine Umgebung passte, dafür aber vollkommen jene architektonische Meinung ausdrückte, das Haus des Menschen sei eine künstliche, zu dekorierende Höhle. Im Innern wirkte es erheblich weniger panoptikal, da Elisabeth Achleitner eine lichte Behaglichkeit liebte und zum fassungslosen Entsetzen ihrer Haushälterin sogar auf Stores verzichtete, wenn sie auch noch weit davon entfernt war, wie unsere jungen Frauen von heute die Wohnung vorzugsweise als Maschine in Anspruch zu nehmen. Sie besaß keine Befugnisse, sich um Laboratorium und Menagerie zu kümmern., aber der Laborant Franz Niederreither duldete glücklicherweise auch dann keine Unsauberkeiten in seinem Bereich, wenn sie das Auge seines Herrn nicht wahrgenommen hätte – und Professor Ludwig Achleitner sah selten mehr als seinen Schreibtisch und seine Arbeitsplatte im Labor. Er bemerkte nicht einmal, wie sich Elisabeth Achleitner ständig bemühte, seine Umgebung zu verschönen, und überließ es seinem Assistenten, die passenden Lobesworte zu finden. Dr. Georg Loeser fand sie leicht, denn es fiel ihm täglich schwerer, die „Villa Diana“ zu einer schicklichen Stunde zu verlassen. Nun, Elisabeth Achleitner war eine bezaubernde junge Frau, ein noch mädchenhaftes Geschöpf mit schlanken Hüften und schönen Beinen, mit ausdrucksvollen grauen Augen in einem sehr hellen Gesicht und leicht bräunlichem Haar, das sich nach der Mode auf ihrem Kopf bauschte. Sie war etwas zart, aber völlig gesund, besaß ein heiteres Temperament, das durch eine damenhafte Haltung gebunden wurde, und verfügte über eine bewegliche Klugheit, ohne sie aufdringlich zur Geltung zu bringen. Kein Wunder, dass

Ludwig Achleitner sie liebte, wenn er sie auch ursprünglich mehr deshalb geheiratet hatte, um die Sorge für das verwaiste Kind eines lieben Freundes auf ehrenhafte Weise zu bereinigen.

Kein Wunder auch, dass Georg Loeser sie liebte. Ludwig Achleitner hatte die Fünfzig bereits überschritten. Für unsere heutigen Maßstäbe würde er trotzdem noch zur jungen Generation gehören, aber in seiner Zeit galt er schon fast als alter Mann und sah auch entsprechend aus. Er hielt seinen schmalen, etwas engbrüstigen Körper schlecht, hustelte oft aus einer beginnenden Kurzatmigkeit heraus und wäre wohl kaum noch fähig gewesen, sich sportlich zu betätigen. Ein gestutzter, von grauen Haaren durchsetzter Vollbart und sehr graues Kopfhaar betonten sein Alter ebenso wie die tiefen Falten in den Wangen und die schlaffen Tränensäcke unter den Augen. Auch die zweifellos bedeutende Stirn trug tiefe Furchen, die sich nicht mehr glätteten.

Ludwig Achleitner fand diesen Zustand angemessen, obgleich er seit Jahrzehnten danach strebte, ihn bei anderen zu ändern. Er kümmerte sich kaum um sich selbst und hätte wohl auch vor dem Spiegel kaum etwas Bedenkliches an sich gefunden. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag damals bei sechzig Jahren, und während es unter der Herrschaft der Konservatoren für einen Angestellten unter vierzig praktisch unmöglich war, schon eine Anstellung zu erhalten, galt es zu seinen Lebzeiten für einen Angestellten über vierzig als ebenso unmöglich, noch eine Arbeit zu finden. Man unterstellte eine absinkende Leistungsfähigkeit, und vor diesem Maßstab durfte Ludwig Achleitner nicht unzufrieden mit sich sein, denn er fühlte sich wenigstens geistig noch vollkommen rüstig.

Tatsächlich gab er sich freilich nicht mit Erwägungen ab, die seine Person betrafen. Er war Forscher und richtete seine Aufmerksamkeit allein auf seine Untersuchungen. Diese Konzentration bedingte eine Unscharfe im sonstigen Sehfeld und zugleich eine Nachlässigkeit in allen Angelegenheiten, die nicht unmittelbar mit seiner Arbeit zusammenhingen. Ludwig Achleitner liebte seine junge Frau, wenn auch mehr mit der gütigen Väterlichkeit eines Onkels als mit der stürmischen Leidenschaft eines Liebhabers, aber praktisch blieb sie ihm in diesen Jahren eine angenehme Gewissheit am Rande seines Daseins, und es kam nicht häufig vor, dass er sich rechtzeitig genug von seinen jeweiligen Experimenten löste, um den Abend gemeinsam mit ihr abzuschließen. Er entlastete sich reichlich oft dadurch, dass er seinen Assistenten anwies, Frau Elisabeth noch ein oder zwei Stunden Gesellschaft zu leisten.

Es gab in der Nachbarschaft genug Frauen, die sich ausrechneten, wohin das eines Tages führen würde. Die Rechnung ging ihnen leicht auf, wenn sie sich selbst an die Stelle von Elisabeth Achleitner versetzten. Georg Loeser war kein Mann, über den man gleichgültig hinwegsah. Er stand in der Mitte der Dreißig, befand sich sportlich in Form, kleidete sich sehr sorgfältig und besaß schon einen bemerkenswerten Charakterkopf, sodass er alles in allem als beeindruckende Persönlichkeit gelten durfte. Er war nicht hübsch, aber das stets braune Gesicht unter dem fast schwarzen Haar wirkte sehr männlich und dank der hellen, fast durchscheinend blauen Augen ungewöhnlich interessant. Die Stirn setzte breit an und war gut durchmodelliert. Es fiel leicht, in Georg Loeser einen Menschen von starkem Charakter und bedeutenden geistigen Möglichkeiten zu vermuten.

Er liebte Elisabeth Achleitner mit jener Leidenschaftlichkeit und Ausschließlichkeit, die auf Himmel und Hölle zielt. Da er sich selbst bereits lange genug in der Hölle der unerfüllten Wünsche sah, erwartete er nur mehr den Himmel, dessen Zugang ihm Ludwig Achleitner verwehrte. Er verehrte seinen Lehrer als Wissenschaftler wie als Menschen, und er fürchtete sich davor, ihm Schmerz zu bereiten, aber andererseits wusste er genug über diese laue Ehe, um ihre Zerstörung für gerechtfertigt zu halten. So drängte er täglich und mit zunehmender Heftigkeit auf eine Bereinigung.

Elisabeth Achleitner verwehrte sie ihm. Sie liebte Georg Loeser mit einer Intensität, die sie trotz aller Bemühungen und Beherrschung immer wieder überrumpelte, aber sie litt in ihren stillen Stunden ungleich stärker an Hemmungen. Ludwig Achleitner hatte ihr aus der Not herausgeholfen und war immer gut zu ihr gewesen. Sie hing an ihm, und obgleich sie ihrer Liebe nicht entsagen wollte, schien es ihr doch immer wieder unmöglich zu sein, dem ahnungslos vertrauenden Älteren seine Welt zu zerbrechen und ihn einer äußeren wie inneren Verwirrung auszuliefern, der er sicher nicht gewachsen war.

Es wäre leicht für die beiden Liebenden gewesen, die Blindheit Achleitners auszunutzen und das ewige Dreieck zu schließen. Das entsprach jedoch nicht ihrem Charakter. Ihre Liebe war ihnen zu groß, ja, zu heilig, um sie mit einem billigen Ehebruch zu belasten. Nebenbei schreckte sie nicht nur das geheime Schuldbewusstsein gegenüber Achleitner, sondern auch die Konvention, die damals viel stärker wirkte als heute. Wir sind geneigt, Hemmungen solcher Art als Faktoren törichter und sogar gefährlicher Erkrankungen zu betrachten, aber die medizinische Brutalität scheint doch mehr der Hygiene als der Kultur zu

dienen. Jene Verdrängungen von einst sublimierten die Gefühle zu einer Feinheit und Empfindsamkeit, die wir heute kaum mehr kennen, und aus ihnen erwachsen nicht selten jene künstlerischen und geistigen Leistungen der Vergangenheit, auf die wir angewiesen sind, weil unsere sanitäre Gegenwart sie nicht mehr liefert. Gewiss ist es befriedigend, eine wohlgenährte, allzeit babyhafte Menschheit um sich herum zu sehen, die ihre Gefühle rechtzeitig durch Funktionen entlastet und nicht mehr an Komplexen leidet, aber das vegetative Dasein auf der Stufe gutbetreuter Nacktmaden scheint doch gewisse Gefahren in sich zu bergen – im Mindestfalle die Gefahr, dass die ursprünglich vorhandenen geistigen Anlagen von der Masse nicht mehr in Anspruch genommen werden.

Die Liebenden hatten sich eine Frist gesetzt. Sie wollten abwarten, bis Achleitner sein wissenschaftliches Ziel erreicht hatte. Es schien ihnen, als könnten sie ihm mit dem Erfolg einen Ausgleich für den Schmerz bieten, den sie ihm bereiten mussten. Georg Loeser arbeitete daher sehr intensiv neben Achleitner, und da er viel mehr Intuition und Begabung besaß als sein Lehrer, konnte er später wenigstens vor seinem Gewissen den Erfolg zu einem erheblichen Anteil für sich verbuchen. Ludwig Achleitner versuchte, die Geheimnisse des Alterns zu ergründen und damit die Probleme einer Verjüngung zu lösen. Er ging dabei seinen eigenen Weg, ohne sich um Brown-Sequard, Steinach, Voronoff, Bogomolets und andere zu kümmern. Seiner Meinung nach war nichts mit Hormonen oder gar Affendrüsen zu erreichen. Es genügte ihm auch nicht, das Bindegewebe funktionsfähig zu halten – Bogomolets hatte bekanntlich insofern später mit seinem ASG einige Erfolge – oder das Nervensystem mit einem Serum zu versorgen, wie es später Perotti mit den Metabolinen tat. Seine

Auffassungen gingen vielmehr dahin, dass es einen zentralen Wirkstoff geben müsse, der – vermutlich über die Hypophyse – alle anderen sekundären Wirkstoffe zur Versorgung des Bindegewebes, der Nerven und der Drüsen auslöse, also den Prozess des Alterns zentral reguliere und entsprechend auch zentral eine totale Jungerhaltung oder Verjüngung hervorrufen könne. Diesen unbekannten Wirkstoff versuchte er zu erfassen und rein darzustellen. Zweifellos war es Georg Loeser zu verdanken, dass er nach fast zwanzigjährigen Forschungen seine Aufmerksamkeit auf eine höchst verwickelte Eiweißgruppe richtete, die einige Jahrzehnte später als Steroide bekannt wurden und unter anderem Cortison und ACTH – in der Mitte des Jahrhunderts sehr bekannte Präparate – lieferten. Er kam nun schnell voran.

Im Frühjahr dieses Jahres 1925 rundete sich seine Lebensarbeit. Er konnte den gesuchten Wirkstoff chemisch rein herstellen. Mit ihm zugleich gewann er einen Gegenstoff, der ebenso heftig eine Alterung hervorrief wie der Wirkstoff selbst eine Verjüngung. Solche Paarungen sind ja im innersekretorischen Bereich sehr häufig, angefangen bei Insulin und Adrenalin. Er bezeichnete den Wirkstoff selbst als „Vitin“, seinen Gegenspieler als „Antivitin“. Die Resultate an den Mäusen, Ratten und Kaninchen der Menagerie waren eindeutig und ließen keinen Zweifel zu. Die Frage blieb nur noch, ob es möglich war, die bisher nur in Spuren gewonnenen Wirkstoffe in größerer Menge chemisch zu erzeugen. Ludwig Achleitner ging ihr in diesen Frühlingstagen nach, während schon das Bewusstsein und die Sicherheit des großen Erfolgs in ihm arbeitete. Innerlich erlöst von der jahrzehntelangen Gebundenheit, fand er zum ersten Male, dass er reichlich viel von seinem Leben an diese Aufgabe gesetzt habe und

dass jenseits des Labors erlebenswerte Dinge seiner harrten. Sein Gehirn gehorchte jetzt, wo es nur mehr um eine letzte Belanglosigkeit ging, nicht mehr der strengen, wissenschaftlichen Zucht und gaukelte ihm zwischen die Reagenzgläser unbestimmte Bilder von Reisen und Festen, von Elisabeth und einem jünglingshaften Ludwig Achleitner vor. Er fühlte sich als Dr. Faustus, ohne ringsum einen Teufel oder ein verlorenes Gretchen entdecken zu können.

Es drängte ihn, zu sprechen, und der einzige, dem er sich mitteilen konnte, war Georg Loeser, der wie gewöhnlich jenseits der gläsernen Batterien an der Gegenseite des Tisches saß und eben das leise Brodeln in einem bauchigen Glaskolben beobachtete.

„Ich glaube, wir haben es noch gar nicht begriffen, Loeser“, sagte er nachdenklich in die Stille hinein. „Vielleicht brauchen wir Zeit dazu, wie wir diese Jahre für den Erfolg brauchten. Verjüngung! Das Geheimnis der ewigen Jugend ist kein Geheimnis mehr. Wir haben den zentralen Wirkstoff, und morgen oder übermorgen werden wir schon genug davon besitzen, um Dutzende von Menschen verjüngen zu können. Das ist – überwältigend!“

Georg Loeser warf einen schnellen Blick in das unruhige Gesicht des Älteren hinüber, dann drehte er den Bunsenbrenner ab und schwenkte den Kolben aus. Er spürte förmlich greifbar, was sich in Achleitner vollzog, und er hätte es am liebsten vor sich selbst totgeschwiegen.

„Achtzehn Uhr zehn“, stellte er halblaut fest, während er gleichzeitig in sein Protokoll eintrug. „In zwei Stunden könnten wir den Ansatz in die Zentrifuge geben.“

Er wollte sich damit begnügen, aber dann schien es ihm doch zu unhöflich zu sein, die Gedanken Achleitners überhaupt nicht zu beachten. So ergänzte er nach einer Unterbrechung matt:

„Gewiss, Herr Professor. Es wird mehr Veränderungen geben, als wir heute übersehen können.“

Ludwig Achleitner rückte seine Brille, deren dicke Gläser zur Genüge die Unzulänglichkeit seiner Augen verrieten, zurecht und blickte aufmerksamer auf seinen Assistenten. Auf seinen Lippen erschien ein fast schüchternes Lächeln.

„Natürlich, für Sie hat das nicht viel zu bedeuten“, schloss er besinnlich seine Erkenntnis ab. „Sie sind noch jung und brauchen noch kein Vitin. Bei mir ist das schon etwas anderes, nicht wahr?“

Das klang, als erhoffe er eine abwehrende Antwort, aber Georg Loeser presste nur die Lippen etwas fester aufeinander. Achleitner ließ die Pause denn auch nicht peinlich werden.

„Ja, ja, diese vielen Jahre im Labor haben mich alt gemacht. Ich werde wohl als erster etwas für mich tun müssen. Meine Frau ist ja noch sehr jung. Ich könnte mich um zwanzig Jahre verjüngen – das wäre gerade so recht. Ich glaube, mit Dreißig war ich ganz ansehnlich. Elisabeth würde glücklich sein. Ich fürchte, sie hat manches entbehren müssen. Hm, eigentlich eine sonderbare Vorstellung, noch einmal eine junge Ehe zu beginnen, aber es wird schön sein. Was meinen Sie, Loeser?“

„Gewiss“, murmelte Georg Loeser, als beanspruche ihn das Sortieren der Gläser vollständig. Die Träume Achleitners erstickten ihn. Er begriff besser als Achleitner selbst, was dieser sich vorstellte, und er spürte zum ersten Male einen leisen Hass gegen den alternden Mann, der ihm zum jüngeren Nebenbuhler mit allen Vorteilen des angetrauten Ehemanns werden wollte. War es sicher, wie sich Elisabeth entscheiden würde, wenn sie zwischen ihm und einem verjüngten Achleitner zu wählen hatte?

Achleitner fühlte, dass sich sein Assistent nicht in der Stimmung zu einem Gespräch befand. Er schielte verwundert zu ihm hinüber und legte sich dann nüchterner selbst einen Riegel vor.

„Nun, lassen wir das. Wir werden noch manchen Monat brauchen, um die richtige Dosierung für das menschliche Objekt zu finden. Sie können jetzt Schluss machen, Loeser. Es ist spät genug. Sagen Sie meiner Frau, dass ich noch ein oder zwei Stunden zu tun habe.“

Georg Loeser nickte stumm und atmete verstohlen auf. Er rückte noch dies und jenes zurecht, dann zog er seinen Schutzkittel herunter und verabschiedete sich mit einem Grußwort. Achleitner beachtete seinen Weggang kaum. Er war in seine Arbeit vertieft.

Die Abendsonne flutete durch das Wohnzimmer. Elisabeth Achleitner saß über einer Stickerei, als Georg Loeser eintrat. Sie legte sie beiseite und ging ihm entgegen – fast, als wolle sie ihn umarmen, aber sich dann erschreckt abfangend, so dass die Bewegung eben noch ausreichte, um die Hände sich finden zu lassen. Ihre Augen gingen dabei scheu forschend über sein Gesicht.

„Sie haben heute lange gearbeitet.“

Georg Loeser versuchte, sie an sich zu ziehen, aber als sie sich abwehrend versteifte, gab er ihre Hände frei und blickte an ihr vorbei zum Fenster. Die Erregung arbeitete in seinem Gesicht. Er bemühte sich, sich abzufangen und behutsam zu werden, aber dann kamen seine Worte doch noch wie ein Ausbruch.

„Das ist unerträglich. Wir müssen ihm die Wahrheit sagen, Elisa, heute noch oder morgen. Endlich reinen Tisch! Ich mag diese Heimlichkeit nicht mehr, und wir sind ihm die Offenheit schuldig. Bitte – ich weiß, dass du ihm nicht wehtun möchtest. Ich möchte ihm den Schmerz auch

ersparen, aber es gibt keine andere Möglichkeit. Wir waren uns einig geworden, dass wir ihn schonen wollten, bis er seine Arbeit abgeschlossen hat – und ich habe mich daran gehalten, obgleich es mir schwer genug fiel. Aber jetzt ist es so weit, Elisa. Er besitzt das Rezept und einen Erfolg, dessen Bedeutung er selbst noch nicht einmal ahnt, er wird der berühmteste Wissenschaftler der Welt werden, Geld nach Belieben verdienen und mächtig sein – tausendfacher Gegenwert für diesen einen Verzicht! Er wird ihn leichter tragen, als du meinst, denn jetzt steht er vor unendlichen Möglichkeiten. Wir müssen ihm sagen, dass wir uns lieben.“

Elisabeth tastete nach seinem Arm. Ihr zögernder Tonfall verriet ihre Beklemmung.

„Es würde ihn verstören, Georg. Er ist so hilflos. Vielleicht ist es keine Schuld, dass wir uns lieben, aber wenn ein anderer daran zerbricht ...?“

Georg Loeser ruckte zu ihr herum und fasste sie bei den Schultern.

„Und wenn ich daran zerbreche? Weißt du nicht, was sich da vorbereitet? Er träumt – und es sind angenehme Träume, die er hat. Er will sich selbst als ersten verjüngen – um zwanzig Jahre – und dann eine junge Ehe mit dir führen – ein neuer Liebhaber – begreifst du, was das heißt?“

Sie blieb reglos mit hängenden Armen zwischen seinen Händen, aber das Erschrecken weitete ihre Augen. Sie verstand, was er andeutete, und ihre Gedanken huschten wie hastige Schatten über ihr helles Gesicht.

„Du wirst dich entscheiden müssen, Elisa“, drängte er ruhiger und weicher weiter. „Ich habe lange genug gewartet – zu lange schon, denn heute wählst du nicht mehr zwischen mir und einem alten, erfolglosen Mann, sondern zwischen einem mittellosen Assistenten und einem, der auch wieder

jung sein wird und dir die ganze Welt zu Füßen legen kann. Ich habe nichts als meine Liebe – und die Bettler sind oft empfindlicher als die Könige, Bis jetzt war unsere Liebe nichts als eine blaue Blume, die unsichtbar zwischen uns blühte, und ich weiß nicht, ob deine Liebe wirklich groß genug ist, um ...?“

Ihre Hand zuckte jäh nach oben und legte sich auf seinen Mund.

„Nein, bitte sage es nicht“, flehte sie wie aus einer plötzlichen Verzweiflung heraus. „Ich denke und fühle nichts, als dass du vorhanden bist. Ich – ich sehne mich so nach dir, dass ich nicht mehr weiß, was recht ist. Ich brauche nichts zu entscheiden. Nur – ich möchte ihn nicht roh überfallen. Er soll es von mir selbst erfahren – morgen oder übermorgen. Ich möchte mich ehrlich mit ihm aussprechen, sobald eine gute Stunde gekommen ist.“

„Wenn du von Tag zu Tag zögerst ...?“

„Nein!“, unterbrach sie verzweifelter und schlang jäh ihre Arme um seinen Hals. „Bitte, nicht misstrauisch sein. Ich liebe dich doch – ich liebe dich doch ...“

Sie stammelte es immer wieder, während sie sein Gesicht mit hastigen, scheuen Küssen bedeckte. Es war das erste Mal, dass sie so viel von ihrer Zurückhaltung aufgab, und es kam so unerwartet für Georg Loeser, dass er Zeit brauchte, um zu begreifen. Dann freilich zog er sie an sich und fing ihre Lippen. Sie hatten sich noch nie so recht geküsst, und sie standen unter diesem ersten, wilden Kuss wie zwei junge Bäume, an denen der Sturm rüttelt.

Wenige Meter zurück stand Ludwig Achleitner, tastete mit unruhigen Händen nach der Fernbrille, die in der Seitentasche seines Schutzkittels steckte, und tauschte die Nahbrille gegen sie aus, wobei seine Finger so zitterten, dass sie die Bügel kaum über die Ohren brachten. Er war

nur gekommen, um seinem Assistenten noch irgendetwas zu sagen, das er nun schon längst vergessen hatte. Worte waren gegen ihn geschlagen, die ihn in der halboffenen Tür aufgehalten hatten, und nun starrte er blinzeln und verwirrt, verstört und hilflos auf die beiden, die sich leidenschaftlich umklammerten. Er begriff und begriff auch wieder nicht. Er empfand wie ein Mensch, der am Rande eines wolkenlosen Himmels eine düstere Gewitterwand aufkommen sieht und aus dem Unwägbaren heraus sicher ist, dass ihn der erste Blitz töten wird. Elisabeth und Loeser? Sein Assistent und seine Frau? Wieso umarmten sie sich so heftig? Sie gingen doch sonst nur freundlich und höflich aneinander vorbei? War Elisabeth etwa nur übel geworden und ...?“

Der aufzuckende Gedanke verlöschte, bevor er beruhigen konnte. So weltfremd war Achleitner nicht, um nicht zu sehen, was die beiden zusammentrieb. Er fühlte sich nur unfähig, das Bestürzende in einen Zusammenhang einzuordnen und die Folgen zu übersehen. So blieb er einfach stehen und blickte töricht auf die Liebenden – nichts als ein alter, erschreckter Mann. Sie bemerkten ihn nicht. Er war ganz allein mit sich selbst, während seine Schultern allmählich stärker als sonst einsanken und die zitternden Hände die Brille wieder abnahmen, als wollten sie verhüten, dass er mehr sehe. Dann wandte er sich ab und ging mit müden, schleifenden Schritten ins Laboratorium zurück.

Er setzte sich wieder auf seinen Schemel und arbeitete mechanisch weiter, während er mit dem Neuen fertig zu werden versuchte. Nein, sie brauchten ihm nichts mehr zu sagen. Er wusste alles. Sie liebten sich, vielleicht schon lange, und was wollte es besagen, dass sie bisher Rücksicht auf ihn genommen hatten? Wünsche und Sehnsüchte waren

auch Betrug. Elisabeth liebte ihn nicht. Dankbarkeit und Mitleid!

Er blieb geduckt sitzen, zu kraftlos, um zu hassen und aufzubegehren, aber während er bitter und beschämt grübelte, verschob sich manches in ihm. Bisher war ihm Elisabeth ein freundlicher, angenehmer Bestandteil seines Lebens gewesen, ein Mensch wie ein Blumenstrauß, der das Zimmer aufhellte, und ganz selten einmal, wenn ihn die Arbeit wirklich freigab, eine Frau, die in seinen Armen lag. Er hatte nie eine leidenschaftliche Natur besessen, und er wusste jetzt, nachdem er die Liebenden gesehen hatte, dass Elisabeth seine kümmerliche Liebe ohne Echo hingenommen hatte. Er schämte sich deswegen nachträglich, aber neben dem Empfinden der Minderwertigkeit stieß ganz unlogisch ein Gefühl in ihm auf, das ihn selbst überraschte. Plötzlich schien es ihm etwas unerhört Kostbares und Unersetzliches zu sein, Elisabeth zu lieben und von ihr geliebt zu werden, und zugleich etwas Unfassbares, dass sie einem anderen gehören könnte. Eine jähe Eifersucht zog alles Gefühl zusammen und verdichtete es zu einer jähen Gewalt, die ihn erschreckte. Plötzlich hasste er die beiden, die ihn betrügen wollten, und plötzlich fühlte er sich zu irgendwelchen wilden Taten, die keine Umrisse gewannen, stark genug. Nein, er würde ihnen nicht den Gefallen tun. Elisabeth war seine Frau und gehörte zu ihm. Er wird Loeser die Tür weisen, ihn auf die Straße jagen, wie einen Hund, jawohl, wie einen Hund ...!“

Die Aufwallung verebbte so schnell, wie sie gekommen war. Achleitner fühlte sich wieder schwach und ausgelaugt. Sie liebten sich. Da nützte kein Aufbegehren. Eine junge Frau zwischen einem alten Mann und einem jungen Mann – ein altes Lied.

Der Gedanke verhakte sich in ihm. Ein junger Mann und ein alter Mann? Konnte er nicht morgen ebenso jung sein wie Loeser, noch jünger, wenn er wollte? Besaß er nicht das Mittel dazu? War es so sicher, dass Elisabeth diesen Mann Georg Loeser liebte? War es nicht vielleicht nur die Jugend, zu der sie gedrängt wurde, weil sie selbst jung war? Oh, sie hing ja an ihm. Wenn er zwanzig Jahre jünger wäre, würde sie auch ihn lieben, wie sie jetzt Loeser zu lieben glaubte. Sie würde ihn lieben – mit der gleichen Leidenschaft, mit der er dann lieben könnte. Und sie war ohnehin seine Frau. Und er konnte ihr ein reicheres Leben bieten als Loeser. Nein, er hatte keinen Grund, zu verzichten. Er würde stärker sein als Loeser, wenn er erst einmal diese zwanzig Jahre gewonnen hatte. Nur – er musste sie schnell gewinnen, noch bevor die beiden mit ihren Geständnissen kamen. Worte, die einmal ausgesprochen waren, ließen sich nicht mehr ungeschehen machen. Sie schufen Tatsachen, die alles abriegelten.

Das war es, was sich in diesen Stunden in ihm festsetzte, während er grübelte. Er ging nicht zum Abendessen und stellte sich vertieft, als ihm Elisabeth das Notwendigste hereinbrachte, so dass sie es nicht wagte, ihn zu stören. Er arbeitete fast bis zum Morgengrauen weiter und ließ sogar die Zentrifuge laufen, um einen Vorsprung zu gewinnen. Erst gegen Morgen legte er sich für einige Stunden auf den Diwan.

Georg Loeser schüttelte den Kopf, als er am nächsten Vormittag wieder Achleitner gegenübersaß und registrierte. Er befand sich in prächtiger Laune, wenn auch das Mitleid mit dem zerfurchten, übernachtigten Gesicht Achleitners etwas dämpfte.

„Sie müssen die ganze Nacht hindurch gearbeitet haben, Herr Professor“, sagte er mit leichtem Vorwurf. „Sie sollten sich wirklich mehr schonen.“

Achleitner blickte zwischen Brauen und Brillenrand zu ihm hin. Seine Lippen verzogen sich. Oh, er verstand sehr gut, dass Loeser so heiter war. Aber er würde sich wundern!

„Sollte ich wirklich?“, fragte er aschig in einem fast hämischen Tonfall, der Georg Loeser aufhorchen ließ. „Natürlich – ich habe ja eine junge Frau, nicht wahr?“

Er schmeckte das Gift zwischen seinen Lippen, und plötzlich fiel ihm ein, dass es nicht ratsam sei, Worte zu provozieren. So bog er hastig ab.

„Ich habe bereits gefiltert. Wir können gleich abfüllen. Ich überlege nur noch – richtig, ich brauche noch einen Behälter für das Antivitin, irgendetwas Charakteristisches, damit keine Verwechslungen unterlaufen – warten Sie ...“

„Ich verstehe“, nickte Loeser. „Wir werden das Antivitin zunächst doch nicht brauchen, sondern müssen es als Abfall in Kauf nehmen. Wenn wir eine dieser Flaschen zuwachsen würden ...?“

„Nein, nein“, wehrte Achleitner fahrig ab. „Warten Sie – da steht ein fast leerer Kristallflakon auf dem Toilettentisch meiner Frau – im Schlafzimmer – wenn Sie sich einmal danach umsehen würden ...?“

„Gern, Herr Professor“, antwortete Loeser bereitwillig und ging schnell hinaus. Er kam bald wieder zurück und brachte die gewünschte Kristallflasche.

„Diese, Herr Professor?“

Achleitner nahm sie in seine unruhige Hand und schielte in das Gesicht seines Assistenten hinauf.

„Richtig. Danke.“

Dann wurde das Gift stärker als seine Vorsätze. Während sich Loeser abwandte und um den Tisch herumging, murmelte er erstickt:

„Sie wissen sehr gut Bescheid – im Schlafzimmer meiner Frau.“

Georg Loeser zuckte und wandte sich langsam um. Er spürte das Unwägbare und suchte nach einer Bestätigung im Gesicht Achleitners, aber Achleitner beschäftigte sich angelegentlich mit der Flasche. So erwiderte Loeser nach einer Pause gepresst und mit Abstand:

„Es ist Ihr Schlafzimmer, Herr Professor. Ich brauchte nicht erst nach oben zu gehen. Die Haushälterin wusste Bescheid. Sie hatte die Flasche schon mit nach unten genommen, um sie in den Abfall zu werfen.“

Achleitner nahm die mitklingende Zurechtweisung schweigend hin. Er wusste wieder, dass er sich zu weit vorgewagt hatte. Dann arbeiteten die beiden Männer stumm Hand in Hand. Erst allmählich löste sich die heimliche Spannung. Georg Loeser kam immer mehr zu der Überzeugung, dass sein flüchtiger Verdacht falsch gewesen war.

Als die Wirkstoffe abgefüllt waren und sich die dicke Wachshaube über dem eingeschliffenen Kristallstöpsel aufhellte, nahm Achleitner beide Flaschen in die Hand und trat mit ihnen ans Fenster, als wolle er ihren Inhalt noch einmal gegen das Licht prüfen. Dann sprach er gegen die Scheiben, als läge ihm daran, sein Gesicht nicht zu zeigen.

„Alter und Jugend, Loeser“, sagte er brüchig. „Das ist soviel wie Tod und Leben. Eine Kleinigkeit aus dieser Flasche, und man verrunzelt zum hilflosen Greis. Eine Kleinigkeit aus dieser, und dem Greis wird die strahlende Jugend beschert. Gewalt über Jugend und Alter, Loeser.“

Eine berausende Vorstellung. Was würden Sie sagen, wenn ich mich plötzlich verjüngte?“

Georg Loeser verschloss sein Gesicht, obgleich Achleitner nichts von ihm sehen konnte.

„Ich würde mich selbstverständlich freuen“, gab er farblos zurück. „Leider wird noch viel Zeit vergehen, bevor die Dosierung bestimmt ist. Vorläufig liegt überhaupt noch kein Menschenversuch vor. Sie müssten sich die Erlaubnis zu klinischen Versuchen beschaffen und ...“

„Überflüssig“, schnitt Achleitner ab und wandte sich um. Er entzog damit seinem Gesicht das Licht, während es voll auf das Gesicht seines Assistenten fiel. Nach einer winzigen Pause ergänzte er mit Gewicht, während seine Augen fast gierig die Mienen des Jüngeren belauerten: „Ich werde einen Selbstversuch durchführen, Loeser.“

Loeser setzte zu einem Lächeln an, als erwartete er die Fortsetzung des Scherzes, doch dann stieß das Erschrecken in ihm hoch. Achleitner benahm sich heute recht eigenartig.

„Einen Selbstversuch?“, tastete er. „Wie meinen Sie das, Herr Professor?“

„Ich werde mir einige Kubikzentimeter Vitin injizieren.“

Georg Loeser versuchte sich noch einmal an einem Lächeln.

„Das wäre kein Selbstversuch, sondern ein Selbstmordversuch. Ist es Ihnen recht, wenn ich Niederreither jetzt zum Aufräumen rufe?“

„Warten Sie!“, schnaubte Achleitner böse. „Sie scheinen mich nicht mehr ernst zu nehmen.“

Georg Loeser straffte sich und trat etwas näher an ihn heran. Er spürte, dass hinter dem Verhalten Achleitners mehr als ein Scherz stand. Hier klang Feindschaft mit. Entweder war Achleitner durch die Nachtarbeit so stark

überreizt oder er hatte sich doch irgendetwas in den Kopf gesetzt. Es wurde Zeit, geradezustehen.

„Diese Ankündigung nehme ich in der Tat nicht ernst, Herr Professor“, sagte er beherrscht. „Ich weiß nicht, was Sie damit bezwecken, aber ich glaube nicht, dass es richtig ist, gerade dieses Thema für einen Scherz auszuwählen. Ich bin ja schließlich genau so gut unterrichtet wie Sie.“

Achleitner wog die Flasche mit dem Vitin in seiner Hand und blickte an ihr vorbei auf das Gesicht seines Assistenten. Seine Stimme klang hämisch.

„Würde Ihnen wohl nicht passen, wenn ich einen radikalen Selbstversuch durchführte, nicht? Wäre Ihnen wohl nicht angenehm, wenn ich mich plötzlich um zwanzig Jahre verjüngte, he?“

„Ich verstehe Sie nicht“, riegelte Loeser noch reservierter and befremdeter ab. „Ich dachte nur daran, dass ein derartiger Selbstversuch einfach unmöglich ist.“

„Ach – und warum ist er unmöglich?“, lauerte Achleitner.

Georg Loeser verstand wirklich nicht mehr. Er hob hilflos die Schultern und ließ sie wieder sinken.

„Aber – ich brauche Ihnen doch nicht erst zu sagen, was Sie selbst wissen? Unsere Tierversuche lassen sich nicht einfach übertragen, und die Dosierung ist völlig unbekannt. Einige Kubikzentimeter Vitin? Wir könnten allenfalls mit einigen Kubikmillimetern beginnen und in langen Beobachtungsreihen feststellen, wie ...“

„Lange Beobachtungsreihen“, schnappte Achleitner ein. „Monate und Jahre. Darauf kommt es Ihnen an, nicht wahr?“

„Was wollen Sie damit andeuten, Herr Professor?“

Achleitner schreckte vor der plötzlichen Härte in den Augen seines Assistenten zurück. Er wischte mit der Hand durch die Luft und wurde zerfahrener.

„Nichts, eigentlich nichts. Nur ...?“

Er stellte die Flasche auf den Tisch und wandte sich wieder um. Als habe ihm die Ablenkung wieder Kraft gegeben, fuhr er böse fort:

„Es passt mir nicht, Loeser. Ich habe keine Lust, noch einige Jahre zu warten, bis wir die richtige Dosierung haben. Ich werde immer älter dabei, mit jedem Tag älter. Dafür habe ich jahrzehntelang gearbeitet, und jetzt will ich den Nutzen davon haben. Es wird Zeit für mich, etwas für mich zu tun, höchste Zeit. Oder meinen Sie nicht, Loeser?“

„Ein unverantwortliches und lebensgefährliches Experiment ist nichts, was man für sich tun sollte, Herr Professor“, setzte Georg Loeser nunmehr mit einiger Schärfe dagegen. Er glaubte jetzt ungefähr zu begreifen, was sich in Achleitner abspielte. Die gestrigen Bemerkungen waren ihm noch in der Erinnerung. Achleitner hatte geträumt, wie man fast unvermeidlich von den Möglichkeiten der Zukunft träumt, wenn man einen solchen Erfolg in der Hand hat. Die Träume mussten seinen Verstand etwas verwirrt haben. Er war plötzlich ungeduldig und wollte schnellstens jung werden, um seine Träume zu realisieren.

„Unverantwortlich und lebensgefährlich?“, griff Achleitner ruhiger seine Stichworte auf. „Vielleicht haben Sie recht, aber es ist meine Verantwortung und mein Leben. Es gibt Situationen, in denen man nicht viel Wahl hat, Loeser. Entweder man ist zwanzig Jahre jünger oder man könnte ebensogut tot sein. Stellen Sie sich vor, meine Frau würde sich plötzlich in einen jungen Mann verlieben – bloß

weil er jung ist – und ich könnte sie nur halten, wenn ich auch jung wäre ...?“

Georg Loeser spürte die Kälte in sich. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr. Achleitner ahnte etwas oder wusste etwas. Also gut – dann hart auf hart.

„Liebe bindet sich nicht an eine Altersstufe, sondern an eine Person“, antwortete er schroff.

„Das bilden sich die Liebenden gern ein“, gab Achleitner wieder hämischer zurück. „Die biologische Erfahrung besagt, dass die Einzelperson nicht ganz so wichtig ist. Ich persönlich würde es jedenfalls darauf ankommen lassen.“

Er streckte sich etwas und ergänzte ganz nüchtern: „Ich werde den Selbstversuch in diesen Tagen durchführen. Sie werden mir assistieren and protokollieren.“

„Nein!“

Das klang, als schлüge eine Tür zu. Achleitner ließ es nachklingen. Dann legte er den Kopf etwas schief und blinzelte.

„Sie weigern sich, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ah, ich wusste, dass es Ihnen nicht passt. Sie sind nicht sehr fair, Loeser. Man soll einem anderen die gleichen Chancen geben. Angenommen, da wäre wirklich ein junger Mann, der meine Frau ...“

„Herr Professor!“, fuhr ihm Loeser dazwischen, ohne sich mehr besonders zu beherrschen. „Sie sind übermüdet und überreizt. Ich muss Sie bitten, sich daran zu erinnern, dass das eine wissenschaftliche Angelegenheit ist. Ein derartiger Selbstversuch wäre unabhängig von irgendwelchen Personen oder Verhältnissen unverantwortlich.“

„Und lebensgefährlich.“

„Und lebensgefährlich“, drückte Loeser mit ansetzender Wildheit nach. „So lebensgefährlich, dass sich Ihr junger Mann nichts Besseres wünschen könnte als einen solchen Selbstversuch.“

„Ach?“

Achleitner hatte das bisher nicht bedacht. Der neue Einfall verwirrte ihn, und es gelang ihm nicht so schnell, ihn zu verarbeiten. Natürlich, wenn eine Katastrophe eintrat, dann konnte sich Loeser nichts Besseres wünschen, denn dann wurde der Weg für ihn frei. Warum widersetzte er sich dann? Ah, richtig, der Ausgang stand ja nicht fest. Der Erfolg blieb immerhin wahrscheinlicher, und der Erfolg brachte Loeser um alle Hoffnungen. Daher also die scheinbare Besorgnis.

„Ich verstehe“, murmelte er abwesend. „Ich verstehe vollkommen. Aber es ist viel wert, zwanzig Jahre jünger zu sein. Sie werden mir assistieren?“

„Nein“, lehnte Loeser abermals, wenn auch ruhiger ab. Achleitner befand sich wohl in einem anormalen Zustand, und es hatte keinen Sinn, einem Kranken gegenüber wild zu werden. „Ich weigere mich, ein derartiges Experiment zu unterstützen und bin bereit, die Konsequenzen zu tragen. Ich könnte das weder vor dem Gericht noch vor meinem Gewissen verantworten. Ich glaube auch nicht, dass Sie bei ruhiger Überlegung auf diesem Vorsatz beharren werden. Sie sind einfach überarbeitet, Herr Professor. Es wäre gut, wenn Sie jetzt erst einmal gründlich ausspannen würden.“

Achleitner schien die Mahnung zu überhören. Er blickte immer noch auf den Boden vor sich.

„Also gut, dann werde ich den Versuch allein durchführen.“

„Das werden Sie nicht!“, fuhr Loeser ihn wieder scharf an und überlegte dabei, ob es nicht ratsam sei, Achleitner

die Flasche wegzunehmen und sie auf den Boden zu werfen. Sein Charakter drängte dazu, aber seine Erziehung versagte ihm die einfachste Lösung. „Sie sind offenbar krank. Ich werde den Selbstversuch nicht zulassen.“

Achleitner schielte über die Brille hinweg zu ihm hin. Auf seinen Lippen erschien ein schwaches, böses Lächeln.

„Krank? Natürlich, das wäre auch eine Möglichkeit. Man erklärt den anderen für unzurechnungsfähig und stellt ihn unter Kuratel. Aber damit werden Sie es nicht leicht haben, Loeser. Sie sind entlassen, und ich muss Sie ersuchen, sofort zu gehen. Sofort!“

Das klang noch leise und brüchig, aber als Loeser zögerte, kam plötzlich die zurückgestaute Erregung über Achleitner und schüttelte ihn. Er fuhr mit seinen Händen hoch und begann zu schreien.

„Scheren Sie sich hinaus! Ich habe Ihnen gesagt, dass Sie gehen sollen! Ich lasse mich nicht von Ihnen für irrsinnig erklären! Sie wollen nur nicht, dass ich mich verjüngen. Und ich weiß auch warum, Sie Lump! Ich weiß alles! Aber Elisabeth gehört mir – mir – nicht Ihnen – und sie wird mich lieben, wenn ich jünger bin. Deshalb passt es Ihnen nicht, Sie – Sie ...“

Seine Stimme überschlug sich. Seine Hände gestikulierten noch, dann suchten sie Halt an der Tischkante, und gleich darauf sank Achleitner schlaff auf den nahestehenden Schemel und keuchte unter einer leichten Atemnot.

Georg Loeser war bleich geworden. Achleitner wusste alles. Deshalb also. Unter diesen Umständen musste jede weitere Bemühung falsch gedeutet werden. In Achleitner hatte sich etwas versetzt, das ihn verstörte, und es war unmöglich, abzuschätzen, welches Unheil die Verstörung in ihm angerichtet hatte.

Er sah im Augenwinkel den Laboranten, den die Neugier an die Tür getrieben hatte. Es kam sonst nie vor, dass im Labor laute Worte fielen.

„Kommen Sie herein, Niederreither“, sagte er klanglos. „Sie müssen hier aufräumen. Der Herr Professor fühlt sich nicht wohl. Lassen Sie ihn nicht allein.“

„Hinaus!“, keuchte Achleitner.

„Keine Minute allein“, betonte Loeser und sah dem Laboranten dabei in die Augen. Franz Niederreither hob die Brauen, schielte zu Achleitner hin und nickte dann. Er hatte zu wenig gehört, um die Situation zu verstehen, aber er begriff, dass es zwischen den beiden Männern einen Streit gegeben hatte und dass sich Achleitner nicht in dem Zustand befand, in dem man ihn sich allein überlassen konnte.

Georg Loeser näherte sich Achleitner und wollte wie beiläufig die Flasche mitnehmen, aber Achleitner ruckte sofort so wild auf, dass er es beim Ansatz beließ und hinausging.

Elisabeth befand sich im Wohnzimmer. Sie wurde blass, als sie sein Gesicht sah.

„Was ist, Georg? Hast du doch mit ihm ...?“

Georg Loeser entschloss sich in diesem Augenblick, sie nicht stärker zu belasten, als unbedingt nötig war. Sie brauchte nicht unbedingt zu wissen, welche Motive Achleitner trieben. Wenn er mit ihr darüber sprach, so war das seine Sache.

„Du musst helfen, Elisa“, sagte er beherrscht. „Wir haben uns gestritten. Er ist offenbar vollkommen überarbeitet und hat sich einen irrsinnigen Gedanken in den Kopf gesetzt. Er möchte einen Selbstversuch durchführen. Ich habe versucht, ihm das auszureden. Das Ergebnis war meine Entlassung.“

„Oh, er hat dich wirklich ...“

„Unwichtig. Es handelt sich darum, dass er den Selbstversuch nicht durchführen darf. Ein solcher Gewaltstreich könnte zum Tode führen. Der Selbstversuch muss unter allen Umständen verhütet werden. Du musst ihm das ausreden, hörst du, und wenn es nicht anders geht, gehört er in die Hände des Arztes. Ist dir das klar?“

„Ja, ja“, erwiderte sie hastig. „Ich werde mit ihm sprechen. Aber er kann dich doch nicht einfach entlassen? Er kann doch nicht ...“

„Das ist doch bei Gott unwichtig“, unterbrach er ungeduldiger.

„Irgendwie ordnet sich das schon wieder. Kümmere dich jetzt allein um ihn, und wenn er störrisch bleibt, so Sorge lieber dafür, dass er ständig unter Bewachung ist. Ich fürchte, er ist sehr krank.“

„Ich werde schon alles tun“, versprach sie, um abermals auf das zu zielen, was ihr ungleich wichtiger erschien. „Aber wenn du nicht mehr hier bist ...?“

Ihre Angst machte ihn weich. Er zog sie behutsam an sich und murmelte:

„Ich bleibe in deiner Nähe, Elisa. Nur — jetzt geht es weniger um uns beide. Bitte kümmere dich um ihn.“

Sie küsste ihn behutsam, dann nickte sie ihm zu.

„Geh jetzt, Georg. Ich werde mit ihm sprechen.“

Während Georg Loeser das Haus verließ, betrat sie das Laboratorium. Niederreither verstand ihre Kopfbewegung und verschwand. Achleitner saß noch immer auf dem gleichen Schemel. Er hatte sich jedoch inzwischen beruhigt. Die Erregung war verschwunden, und selbst die Motive für seine Erregung ließen sich nicht mehr recht greifen. Er hatte Loeser hinausgeworfen, und das Unbillige dieser Entlassung bedrückte ihn im Augenblick stärker als alles

andere. Erst der Eintritt Elisabeths machte das, was ihn untergründig trieb, wieder unruhig.

„Herr Loeser sagte mir, dass du dich nicht wohl fühlst, Ludwig?“, begann sie vorsichtig. „Möchtest du nicht lieber herüberkommen? Du kannst es doch Niederreither allein überlassen, aufzuräumen?“

Achleitner nickte stumm und stand auf, steckte die Flasche mit dem Vitin in seine Jackentasche und ging neben seiner Frau zum Wohnzimmer hinüber. Er sah grau und zerfallen aus und setzte die Füße, als sei er seiner Knie nicht mehr sicher. Es fiel nicht schwer, Mitleid mit ihm zu haben. Und Elisabeth Achleitner besaß außerdem ein schlechtes Gewissen.

„Du siehst nicht gut aus, Ludwig“, tadelte sie besorgt. „Warum schonst du dich nicht mehr? Ich glaube, du bist wirklich überarbeitet.“

„Hat er gesagt.“

„Ja. Und dass du etwas tun willst, was du nicht verantworten kannst.“

Achleitner behielt den Kopf gesenkt, aber er schielte unter den Brauen hindurch zu seiner Frau hinüber. Man sah ihr nichts an. Sie war frisch, rosig und harmlos wie jeden Tag. Man sah ihr nicht an, dass sie gestern Loeser leidenschaftlich geküsst hatte. Und sie hatte ihn sicher vorhin auch wieder geküsst, Man sah es ihr nicht an. Das verwirrte Achleitner und reizte ihn zugleich. Er gehörte noch zu den Männern, die in erotischen Angelegenheiten noch völlig in der Schablone ihrer Erziehung und ihrer Zeit dachten, und erwartete, dass ein ehebrecherischer Kuss ein Brandmal oder ein Kainszeichen hinterlassen müsste. Es wäre ihm völlig unmöglich gewesen, zu begreifen, dass eine Frau ebenso wie ein Mann – und noch viel besser als ein

Mann – durch ein Abenteuer hindurchgehen kann, ohne sich dabei wesentlich zu verändern.

Trotz seiner zunehmenden Gereiztheit neigte Achleitner nicht dazu, seiner Frau eine Szene zu machen. Auch das widersprach den Auffassungen seiner Zeit, die zwar die Frau nicht als vollwertig betrachtete, aber zugleich deswegen verlangte, dass man ihr eine besondere Nachsicht und Rücksichtnahme zubilligte. Frauen zählten mehr zu den törichten Kindern als zu den Erwachsenen, und Achleitner war dank seines Alters mehr als ein anderer bereit, die Unklugheit seiner Frau wie die eines Kindes zu behandeln. Gegen diese pädagogische Absicht flutete freilich immer wieder ein Schwall unklarer, wilder Erregungen an und gefährdete sie.

„Du brauchst dich nicht zu beunruhigen“, sagte er ruhig. „Ich war vielleicht doch etwas nervös. Einige Stunden Schlaf werden das wieder in Ordnung bringen.“

„Sicher“, atmete sie auf und lächelte ihn an. „Und dann unternehmen wir zusammen etwas, damit du einmal einige Tage lang nicht ins Labor kommst. Ich möchte gern wieder einmal nach München fahren, um Einkäufe zu erledigen.“

„Ja, gewiss“, murmelte er, „wenn du Wert auf meine Begleitung legst ...?“

„Aber Ludwig?“, schüttelte sie nachdrücklich den Kopf. „Ich kann doch nicht in München allein im Hotel wohnen? Das gäbe ein Geschwätz! Bitte sei so lieb. Wir könnten gleich morgen fahren, nicht wahr?“

„Ja, gewiss“, murmelte er abermals und überlegte dabei, welche Nebenabsichten sie wohl mit diesem Vorschlag verband. Hoffte sie, sich in München heimlich in irgendeinem fremden Hotel mit Loeser treffen zu können?

„Wie nett von dir!“, freute sie sich. „Weißt du, ich komme mir schon schrecklich altmodisch vor.“

„Ja, gewiss“, murmelte er zum dritten Male geistesabwesend, aber unmittelbar darauf überwältigte ihn die innere Spannung, so dass er mit einem nervösen Lauern fortfuhr: „Du hast viel entbehrt, nicht wahr? Ich habe immer nur gearbeitet – und du bist jung. Du hast noch viele Wünsche.“

„Aber nein“, widersprach sie hastig. „So meinte ich es nicht. Du warst immer so gut zu mir und ...“

„Du kannst viele Wünsche haben“, unterbrach er bedeutungsvoll. „Ich werde dir bald jeden Wunsch erfüllen können. Lange dauert es nicht mehr, dann ändert sich unser Leben. Das Vitin wird uns Millionen einbringen. Ich werde dir Kleider kaufen, Brillanten, Autos und was du alles magst. Wir können Reisen unternehmen, große Reisen in fremde Länder, Weltreisen!“

„Aber Ludwig“, wehrte sie mit leisem Unbehagen ab, weil sie die lauernde Spannung aus ihm herausfühlte, „darauf kommt es doch nicht an.“

„Ach?“, fiel er ab, beugte sich jedoch dann weiter vor und sprach fiebrig weiter. „Worauf kommt es dir an? Ah, ich weiß – die Jugend. Jung muss man sein, wenn man das Leben genießen will, nicht wahr? Nicht fünfzig wie ich, sondern dreißig. Was würdest da sagen, wenn ich mich verjüngen würde?“

Sie sah die Gier, mit der er ihre Antwort erwartete, in seinem Gesicht. Er war ihr nie älter erschienen als jetzt, wo er seine Hoffnung auf eine Verzauberung setzte.

„Glaubst du wirklich, dass das möglich ist?“, wich sie vorsichtig aus. „Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, dass man einen Menschen einfach um Jahrzehnte verjüngen kann. Ich will nichts gegen deine Arbeit sagen, aber es käme mir wie Hexerei vor.“

„Solche Hexereien werden schnell zur alltäglichen Gewohnheit“, beharrte er bohrend. „Einige Jahrzehnte weiter werden die Großmütter wie junge Frauen aussehen. Was würdest du sagen, wenn ich mich verjüngen würde?“

„Du darfst dich nicht mit solchen Gedanken abgeben“, antwortete sie unruhig. „Du quälst dich. Du brauchst ohnehin noch lange Zeit, bevor du die richtigen Dosierungen kennst.“

„Hat er gesagt.“

„Ja. Bitte, Ludwig, du wirst doch nicht im Ernst an einen Selbstversuch denken?“

Achleitner schreckte zurück. Es war besser, nicht mehr zu sagen. Sie brachte es fertig, nach einem Arzt zu schicken, wenn er ihr seine Absichten verriet. Wer weiß, ob Loeser sie nicht schon entsprechend instruiert hatte.

„Nein, natürlich nicht“, log er wieder schlaff. „So schnell geht das nicht. Loeser hat dir etwas eingeredet.“

Sie musterte ihn zweifelnd, dann seufzte sie.

„Er wird dich missverstanden haben. musstest du ihn deswegen wirklich entlassen?“

Achleitner fingerte an seiner Brille herum. Die Unruhe sprang schon wieder in ihm auf.

„Ich mag ihn nicht mehr sehen. Ich brauche ihn nicht mehr. Aber du – da wirst ihn vermissen, nicht wahr?“

„Ich halte es nicht für anständig, Ludwig“, umging sie befangen seine Frage. „Er hat dir jahrelang geholfen. Jetzt, wo du Erfolg hast, schickst du ihn einfach ohne Kündigung weg.“

Achleitner lächelte böse. Wie sie log und sich aus der Schlinge zog! Es war ihm zumute, als müsse er ihr ins Gesicht schreien, was er wusste, aber er beherrschte sich. Was nicht ausgesprochen wurde, existierte nicht. Der Anfall

lief wie ein Schauer über seinen Körper und erstickte in einem Hüsteln.

„Ja, ja“, sagte er nach einer Pause fahrig. „Nun, wir werden sehen, wir werden sehen. Ich möchte jetzt einige Stunden schlafen.“

„Ja, das ist gut“, nickte sie ihm erleichtert zu und stand auf, um ihm fürsorglich behilflich zu sein. „Du musst in der nächsten Zeit viel schlafen. Und bitte, versprich mir, dass du nicht mehr an diesen Selbstversuch denkst.“

„Ja, gewiss“, murmelte er wie geistesabwesend und drückte sich hoch. „Nein, danke, du brauchst mir nicht behilflich zu sein. Ich bin noch nicht so gebrechlich.“

Damit ging er hinaus.

Er schlief bis gegen Abend. Zum Abendessen erschien er recht frisch und verhielt sich so, wie ihn Elisabeth schon immer kannte. Er war ruhig, sanft und freundlich. Die Nervosität in ihm schien völlig abgeklungen zu sein. Nichts an ihm verriet seinen ungewöhnlichen Entschluss. Sie ließ ihn denn auch ohne Bedenken gehen, als er sich für eine halbe Stunde in sein Arbeitszimmer zurückziehen wollte.

Er blieb keine halbe Stunde aus. Während Elisabeth ahnungslos über ihrem Stickrahmen saß, injizierte er sich nebenan fünf Kubikzentimeter Vitin. Er hätte sich ebenso gut einen Liter blanke Salzsäure in die Adern drücken können. Die ungeheuerliche Fahrlässigkeit und Maßlosigkeit dieses unkontrollierten Selbstversuches ließ nachträglich auf die Tiefe seiner inneren Verstörung schließen. Er war ein Amokläufer gegen sich selbst, ein durch jahrzehntelange Überarbeitung entnervter, brüchiger Mann, den jener Anblick der Liebenden zu einem manischen Kurzschluss gebracht hatte.

Elisabeth Achleitner sah ihn plötzlich in der Verbindungstür stehen. Die Finger seiner rechten Hand

krallten sich in das Holz, als müssten sie den Körper halten. Die andere Hand riss den Kragen auf. Sein sonst so blasses Gesicht glühte gefährlich rot. Die Augen quollen weit vor. Die Brille baumelte noch mit einem Bügel am rechten Ohr. Schweiß floss in Strömen über das Gesicht. Der Atem kam schwer und keuchend.

„Ludwig?!“, schrie sie entsetzt auf, sprang hoch und eilte zu ihm hin. Er schwankte. Seine Knie knickten ein, aber er hielt sich noch.

„Zuviel!“, lallte er. „Die Dosierung – zu stark.“

Sie griff mit beiden Armen unter seine Achseln und versuchte, ihn zu halten. Sein Körper war wie in eine Dampfwolke gehüllt.

„Herrgott, Ludwig?“, stammelte sie, während sie sich unter ihn stemmte. „Komm, auf den Diwan. Du hast doch nicht etwa ...?“

„Selbstversuch“, röchelte er, während er die linke Hand in seine Brust krallte. „Zu viel! Das Herz ...!“

Sie konnte ihn nicht halten. Er drehte sich seitlich ab, glitt aus ihren Armen und schlug auf den Boden. Sie blickte eine Sekunde lang verwirrt um sich, bevor ihr einfiel, dass die Haushälterin und Niederreither das Haus bereits verlassen hatten. Dann zerrte sie ihn hoch. Er war nicht sehr schwer, so dass sie ihn auf den Diwan ziehen konnte. Er rang schrecklich keuchend nach Luft und schien nicht bei Besinnung zu sein. Wieder blickte sie verwirrt um sich, dann rannte sie ins Arbeitszimmer zum Telefon. Auf dem Schreibtisch stand die Flasche mit dem Vitin. Daneben lag eine Injektionsspritze. Sie schreckte davor zurück, dann wählte sie mit zitternden Fingern. Der Arzt!

Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, hatte sich nichts an Achleitner verändert, nur wirkte das Gesicht jetzt mehr bläulich und die krallende Hand hatte das Hemd über dem

Herzen aufgerissen. Im Augenblick, als sie schluchzend seine Hand berührte, kehrte jedoch sein Bewusstsein zurück und seine Augen wurden wieder menschlicher.

„Noch da?“, keuchte er. „Das ist gut. Nicht mehr lange ...“

„Ludwig!“, schluchzte sie. „Du hattest mir doch versprochen ...?“

„Du liebst ihn“, würgte Achleitner heraus. „Ich – ich sah euch. So jung sein wie er – das war meine Chance – zwanzig Jahre jünger – ich dachte, du würdest dann mich – oh ...!“

Ein Krampf bäumte ihn hoch. Elisabeth Achleitner sah es wie etwas, das sie nichts anging. Da drin in ihr war etwas viel Furchtbareres. Er hatte den Selbstversuch unternommen, weil er wusste, dass sie Georg Loeser liebte!

Die Hausklingel schrillte. Der Arzt. Sie lief hinaus und ließ ihn ein. Als sie hinter ihm das Wohnzimmer wieder betrat, war Ludwig Achleitner bereits tot.

„Herzschlag“, stellte der Arzt mitfühlend fest. „Ich werde aber leider eine Untersuchung veranlassen müssen, da es sich offenbar um einen Vergiftungsschock handelt.“

Sie begriff es nicht einmal, was er damit meinte. Das Schreckliche um sie wurde erst wieder durchscheinend, als Georg Loeser vor ihr stand, den der Arzt verständigt hatte.

„Du?“, suchte sie, als müsse sie sich gewaltsam seiner erinnern. Dann stieß sie ihn mit beiden Händen weg. „Du? Geh weg, bitte geh! Er ist unsertwegen gestorben. Er wollte sich verjüngen, weil er wusste, dass wir uns lieben. Er wusste es!“

Sie schrie, als sei sie nicht recht bei Sinnen. Georg Loeser griff nach ihrer Hand und sprach sanft auf sie ein.

„Ruhig, Elisa. Tief atmen. Du musst dich fassen. Wir können nichts dafür. Ich habe ihn gewarnt, aber er war wie besessen. Es ist seine eigene Schuld.“

„Meine Schuld!“, wimmerte sie. „Weil ich dich liebte ...?“

„Ich weiß“, fing er behutsam ab. „Er gab mir genug zu verstehen. Er muss etwas bemerkt haben. Aber ...“

„Du hast es gewusst?“, schrie sie auf.

„Was?“

„Dass er den Selbstversuch unternehmen wollte, weil er uns gesehen hatte?“

„Ja.“

Sie erhob sich langsam. Es war, als bliebe die Erregung weiter unten zurück. Ihr Gesicht wurde leer und ruhig, ihre Stimme farblos.

„Du hast es gewusst? Warum hast du mir das nicht gesagt?“

Georg Loeser verstand nicht, was in ihr vorging. Er hob hilflos die Schultern.

„Warum? Ich wollte dich schonen. Und – was hätte es geändert?“

„Das hätte alles geändert“, antwortete sie starr. „Ich hätte ihm dann lieber gesagt, dass ich für immer bei ihm bleibe.“

„Nein!“, ruckte er auf.

„Doch“, setzte sie hart und fast hassvoll dagegen. „Ich wollte nicht, dass er stirbt, auch um unserer Liebe willen nicht. Jetzt steht er für immer zwischen uns. Wir haben ihn in den Tod getrieben, wir – Mörder!“

„Elisa!“, wehrte er bestürzt ab. „Du weißt jetzt nicht, was du sprichst. Wir wollen uns Zeit lassen.“

„Du hast es gewusst“, flüsterte sie benommen vor sich hin. „Du hast mir nichts gesagt, damit ich es nicht verhüten konnte. Du hättest ihm das Gift wegnehmen sollen. Warum

hast du es nicht getan? Wolltest du, dass er sich fahrlässig tötete? Du wusstest, dass er nicht recht bei Sinnen war. Warum hast du ihm freie Hand gelassen?“

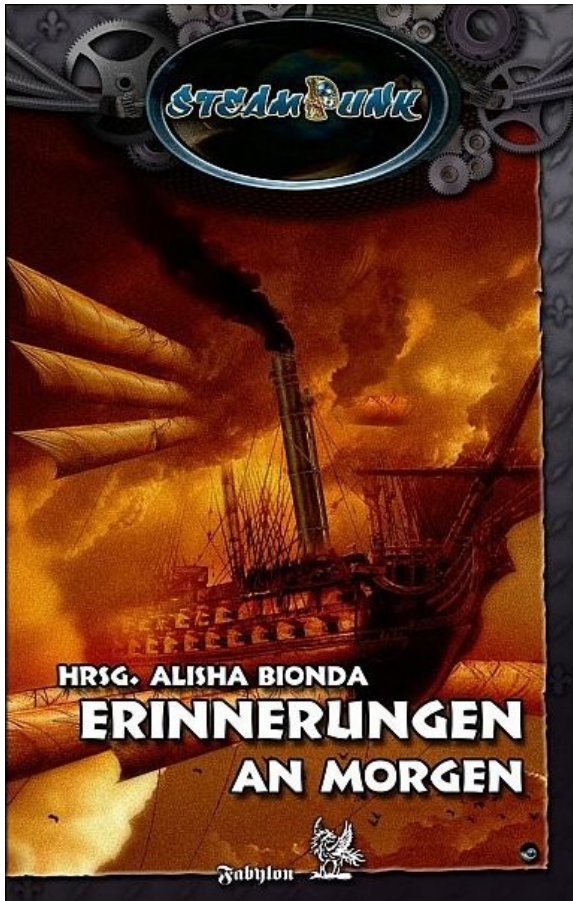
Georg Loeser lächelte bitter. Er hatte begriffen, was ihm der Arzt angedeutet hatte. Der Staatsanwalt würde diesen Vorfall untersuchen – und er würde manchen finden, der etwas über die möglichen Beziehungen im Hause Achleitner zu klatschen hatte. Ein unbedachtes Wort von Elisabeth würde die Kette schließen.

„Du brauchst dem Gericht nichts vorwegzunehmen“, sagte er schroff. „Ich habe getan, was ich konnte. Wenn du glaubst, dass ich schuldig bin ...?“

„Ich weiß nicht“, murmelte sie abwesender. „Aber geh – geh für immer. Wir können nie miteinander glücklich werden. Bitte geh.“

Georg Loeser setzte an, um etwas zu erwidern, verzichtete dann aber und ging hinaus. Er eilte ins Arbeitszimmer und nahm die Flasche mit dem Vitin ebenso an sich wie die Injektionsspritze. Dann suchte er das Labor auf und nahm sämtliche Arbeitsprotokolle mit sich. Wenn der Staatsanwalt schon zu verdächtigen begann, so sollte er es leicht haben, ihn zu verdächtigen. Es tat nicht not, dass er Elisa in die Zange nahm. Ein ungetreuer Assistent, der seinen Chef unmittelbar oder mittelbar tötete, um ihn seines Arbeitserfolges berauben zu können. Das würde genügen. Und nebenbei war es besser, dass Unberufene nicht über diese Ergebnisse kamen, die auch seine eigenen jahrelangen Bemühungen umfassten. Zwei Stunden später überschritt Georg Loeser die nahe Grenze nach Österreich. Damit verschwand er spurlos.

STEAMPUNK 1 – ERINNERUNGEN AN MORGEN



Autor: Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda)
Verlag: [Fabydon Verlag](#)
Umfang: 232 Seiten
ISBN: 9783927071698
Preis: 14,90 Euro

Mit *Erinnerungen an Morgen* ist der erste Band einer neuen Reihe im Fabydon Verlag erschienen, die ihren Schwerpunkt auf Steampunk legt.

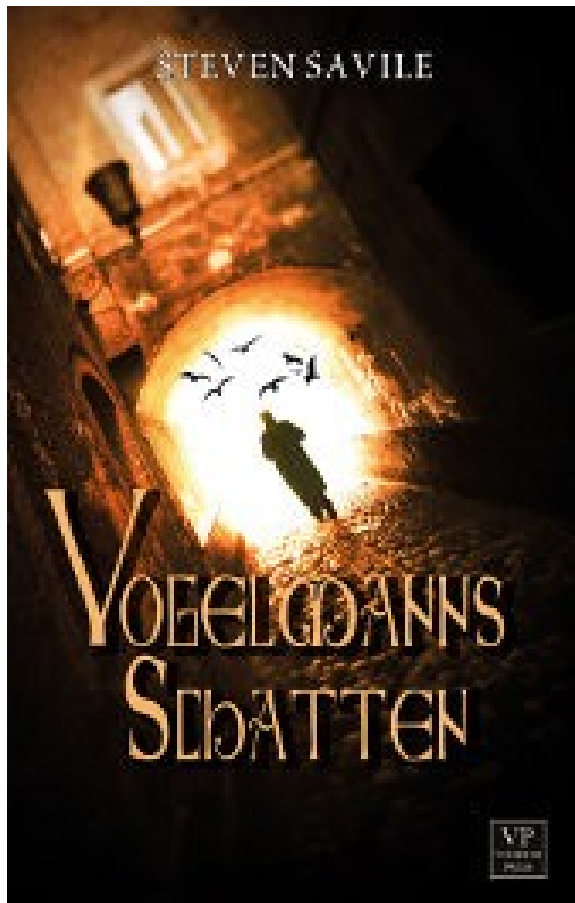
Zum Inhalt:

In dieser Anthologie erwarten den Leser Geschichten, die von einem mittellosen Erfinder und seinem speziellen „Dienstmädchen“ berichten; das Geheimnis eines Zirkusdirektors lüften oder von einem ganz besonderen Jungen erzählen. Außerdem einem Psychologen, der jede menschliche Grenze überschreitet und einem Seehelden, der mit einem außergewöhnlichen Schiff auf Mission geschickt wird.

Die Geschichten

Steam is beautiful – Guido Krain
Der Automat – Bernd Perplies
Erinnerungen an Morgen – Sören Prescher
„Bringen sie uns den Kopf von Abu Al-Yased!“ - K. Peter Walter
Variété D'Immortal – Tanya Carpenter
Der Maya-Transmitter – Andreas Gruber

VOGELMANNS SCHATTEN



Autor: Steven Savile
Verlag: [Voodoo Press](#)
Umfang: 280 Seiten
ISBN: 9783902802248
Preis: 13,95 Euro

Steven Savile ist primär bekannt als Autor von Romanen und Kurzgeschichten erfolgreicher TV-Serien und Videospiele, wie *Stargate SG-1*, *Warhammer* oder *Primeval*. Mit *Vogelmanns Schatten* liegt nun neben *Silber* (Cross Cult) sein zweites, eigenständiges Werk in deutscher Sprache vor.

Inhalt:

Dein Problem, Stadt, besteht darin, dass du keine Seele hast ...

Declan Shea lernt die Bedeutung dieses Satzes auf die harte Tour kennen, als ihn ein Übel, das so alt ist wie die Stadt selbst, systematisch aller Hoffnung und Menschlichkeit beraubt. Ein Verkehrsunfall, Obdachlose, ein Vogelmann und Abtrünnige aus Lyman Frank Baums Zauberreich Oz – all diese Alpträume finden in einem einzelnen Schockmoment im Schatten einer Brücke zusammen. Declans Leben wird nie mehr so sein wie zuvor, weil die Stadt – jene ohne Seele – ihn zu ihrem Retter auserkoren hat. Während der Krieg in den finstersten Winkeln Newcastles tobt, muss Declan Shea ums Überleben kämpfen.

Woher ich das weiß?

Ich heiße Declan Shea, und mehr als der Name ist mir nicht geblieben. Ich bin zurückgekehrt, um die Lichter übers Wasser hinweg zu betrachten. Unerreichbar wie die Himmelpforten erscheinen sie mir. Mehr als alles andere möchte ich losgehen. Ihr begreift nicht, was das bedeutet – noch nicht, aber das wird sich bald ändern ...

Leseprobe aus VOGELMANN'S SCHATTEN

INTRO

Meine Hände sind mein Untergang. Ihre Berührung kündigt leise von Tod statt von Anmut, obwohl sie Engelsschwingen gleichen. Nein, schön sind die Gesichter wahrlich nicht, die mich jetzt aus ihren Falten heraus anstarren, vielmehr rätselhaft, unförmig, hypnotisierend und blutbefleckt. Immerzu verlockend. Meine Toten. Die Gesichter verschwinden, wenn ich meine Hände zu Fäusten balle. Meine Toten schreien mit mir, schreien selbst hinter den ausgebreiteten schwarzen Schwingen, die in sie gebrannt worden sind.

Ich habe getötet.

Und nun kann ich nicht schlafen; in meinem Kopf gehen Dämonen um. Ich vergesse sie nicht, meine Toten, und genauso wenig vergebe ich, weil mich die Erinnerung nicht loslässt. Ich bezweifle stark, dass ich zur Vergebung fähig sein werde, bevor sich der Schlaf ankündigt. Welche Ironie. Poetisch und nicht zu durchbrechen.

Ich bin nicht hier, weil ich um Verständnis für meine Dämonen buhlen will. Die Vergangenheit steht fest, und was hilft es, an ihr zu rütteln? Ich bin hergekommen, weil ich reden will.

Heute Nacht ist es bitterkalt hier draußen auf der Brücke. Der Wind ist beißend, ein weiterer Schrei in meinen Ohren.

Hier zerbrach meine Welt.

Auf diesem Überweg.

Seitdem lebt jemand anderes in mir; jemand, der alles Böse gesehen hat, das die Augen erfassen können, und es vorbeiziehen ließ wie vom Blut rote Wassermassen unter

dieser Brücke.

Er wurde verraten. Betrogen. Belogen.

Er heißt Declan Shea, und mehr als der Name ist ihm nicht geblieben.

In dieser Hinsicht unterscheiden wir uns nicht großartig.

Ich heiße Declan Shea, und mehr als der Name ist mir nicht geblieben.

Ich bin zurückgekehrt, um die Lichter übers Wasser hinweg zu betrachten. Unerreichbar wie die Himmelsportalen erscheinen sie mir. Mehr als alles andere möchte ich losgehen. Ihr begreift nicht, was das bedeutet – noch nicht, aber das wird sich bald ändern ...

THEME ONE

BEGGARS BANQUET

THE ROAD TO REDEMPTION

Noch nicht einmal drei Uhr morgens, und schon hatte ich den Samstag als eine von zahlreichen Misereen abgehakt, die sich mir ständig aufdrängten.

Neigt ihr auch dazu, Tage mit Gerüchen in Verbindung zu

bringen? Nun, mein Samstag müffelte widerlich wie der Verfall am Fleischmarkt.

Draußen goss es in Strömen. Sportwagen werden generell nicht für Regenwetter gebaut. Das Faltverdeck meines Midgets war undicht, und die Heizung hatte eine Woche zuvor den Geist aufgegeben. Damit nicht genug. Als ich über die Brücke nach Gateshead fuhr, verfiel der Radio-DJ gerade in den monotonen Reigen von Schnulzen, die den Einsamen dort draußen über die schlimmsten Stunden der Nacht hinweghelfen sollten. Allein schon die Augen aufzuhalten, bereitete mir Mühe. Ich war überhaupt nicht in der Stimmung, noch eine Runde weinerlichen Bullshit über mich ergehen zu lassen, also schaltete ich von Radio auf Tape um, und als ich die Split Crow Road erreichte, ließen mich The Surfing Brides wissen, alles werde gut, auch wenn die Welt untergehe.

»Everything's Fine (If The World Was Going To End)« ist ein erhebendes Lied, und die Wahl passte in diesem Augenblick recht gut zu meiner Laune. Dafür hatte ich das Auto voller Musik, die garantiert die Liebe mit keinem einzigen Wort bedachte.

Ich wollte zu Hause sein und mich im Bett an Aimees weichen, zusammengerollten Körper kuscheln, statt verkrampt hinter dem Steuer durch Newcastles trostlose Parodie amerikanischer Großstadtgettos zu fahren – finstere Gassen, Brücken und Graffiti. Umrisse eines Vogels beanspruchten eine Seite der Fassade eines Wohnungshochhauses komplett für sich, da er mit seinen zu einem dreißig Fuß hohen V aufgespannten Flügeln am Dach des Gebäudes kratzte. Selbst der Schattenfall war bis ins Detail ausgearbeitet, wobei wohl nur Gott allein wusste, wie der Künstler dies hinbekommen hatte. Während der dreizehn Wochen, seit denen der Vogel dort prangte, war ich

dieser Frage fast jeden Tag nachgegangen, ohne einer plausiblen Antwort näherzukommen.

Die Ampel vorne am Kreisverkehr schaltete auf Rot um. Gähnend spielte ich noch mit dem Gedanken, sie zu überfahren, trat aber bereits auf die Bremse. Da sonst niemand unterwegs war, ließ ich die Grünphase verstreichen, während ich in den Taschen meiner Jacke auf dem Rücksitz kramte. Noch einen Tick weiter ausstrecken, schon hatte ich Zigarettenetui und Feuerzeug zur Hand. Die Vorliebe für Selbstgedrehte hege ich seit der guten alten Zeit als Student auf der Liverpool Uni. Es ist ein beruhigender Prozess, seine eigenen Zigaretten zu drehen, sie anzuzünden und den Rauch wie einen Schleier vor die Augen steigen zu lassen. Ich kenne nach wie vor keine billigere Art der Therapie. Abgesehen davon bin ich kein Idiot. Ich lebe schon lange mit meiner Sucht und verglich die selbst gemachten Sargnägel immer gern mit Seelenklumpnern für die Tasche. Falls jemand blöde genug war, mich darauf anzusprechen, sagte ich ihm: »So fällt es mir leichter aufzuhören.«

Kann sogar sein, dass es stimmt, aber wenn nicht, ist es auch egal. Gelegentlich rauche ich gern mal eine und fühle mich gut dabei. Wenn die Ärzte sagen, meine Lungen seien vom Krebs zerfressen und meine Tage gezählt – nun, dann wäre es ohnehin zu spät. Vielleicht hätte ich längst anfangen sollen, meine hausgemachten Virginia-Leaf-Dübel im Akkord zu rauchen oder mir Nikotin intravenös zu spritzen.

Während ich ein weiteres Gähnen unterdrückte, massierte ich mit der Faust mein schmerzendes Kreuz über dem Becken und streckte mich, um die Schultermuskulatur zu lockern. Ich war verbraucht und die vergangene Woche kam mir vor wie ein endloses Pendeln zwischen Gateshead und Klavierhockern in der Zivilisation. Zweimal London

und zurück in drei Tagen. Alle Pein, die zwölfhundert Meilen anrichten konnten, auf ein Quadratzoll Wirbelsäule oberhalb meines Gürtels verdichtet, und zwar ebenfalls hoch zwei. Einmal zum Golden Square, um dort sechs frei improvisierte Songs für Tachyon Webs *Live and Unplugged Session on Virgin 1215* zu spielen – weshalb eine Metal-Band mit einem Jazzpianisten anbandelte, wollte ich gar nicht genau wissen –, und dann zurück in die Charlotte Street zum Vorspielen beim Bandcasting für ein Talkshowformat, wie die Macher von Kanal 4 sie unentwegt aufkochten, seit The Last Resort den Bach hinuntergegangen war. Abgerundet hatte ich diesen Marathon, indem ich bei einer Band namens Poetic Justice für einen Jazzclub-Gig eingesprungen war, nur um mir hinterher noch die Nacht beim Pokern mit den Jungs um die Ohren zu hauen.

Dennoch und um ein Klischee zu missbrauchen: Meine Aufgabe war es nicht, das Weshalb zu eruieren, sondern die Kohle einzustecken und mich meinem kleinen Leben zu widmen. Wer mich fürs Spielen bezahlte, durfte sich meiner Dienste sicher sein. Ich stand dazu, mich mit der Mindestbegabung, die Gott mir gegeben hat, zu prostituieren.

Beim zweiten Mal nahm ich die grüne Ampel.

Ich blinkte links und bog in die Old Durham Road ein.

Ich hasste Städte. Seit jeher.

Gateshead bei Nacht ist ein sterbendes Tier. Die Straßen waren wie leer gefegt. Die Kinderbanden lagen längst daheim im Bett, während das ältere zwielichtige Gesindel aus seinen Räuberhöhlen kroch und sich der heiklen Verlockung unbeaufsichtigter Autoradios hingab. Versoffene Obdachlose – Männer wie Frauen – schlüpfen unter Einkaufswagen und Parkbänke, nicht ohne ihre Flaschen

und den chronischen Mundgeruch mitzunehmen. Frauen trauten sich nur paarweise vor die Tür, weil eine von drei Straßenlaternen ausgefallen war. In jeder Gasse gab es verbretterte Fenster, und auf der Lover's Lane stand mittlerweile eine Tankstelle, womit die Wirtschaft einen weiteren Markstein meiner Jugend zertrümmert hat. Zwischen die Bögen der Eisenbahnbrücke zwängte sich nun ein halbseidener Werkstattbetrieb, dessen Container voller Schrott sich über genau die Straße ergoss, auf die anständige Kids – ich war eines davon – einmal augenzwinkernd zurückblicken würden: »Klar, das war damals so, aber ich bin längst darüber hinweg.«

Streunende Katzen und Hunde, unter deren schlaffer Haut spitz die Knochen hervorragten, durchstöberten die Mülleimer nach irgendetwas Essbarem. Deren Inhalt prägte schon immer das gängige Stadtbild noch stärker als der Verkehr, zumal die Autos dem Dreck optisch ernsthaft Konkurrenz machen.

Der Ort stank nach Missstand, Schmutz und Zerfall, doch ich habe gelernt, ihn als mein Zuhause zu bezeichnen.

Die Straße wand sich ins Labyrinth der Stadt. Im Vergleich zu dem, was Daedalus für Minos gebaut hat, ist es nichts; die Straße schlängelt sich vom Tyne-Ufer meilenweit an roten Backsteinen und Betonbunkern vorbei hinauf in die Gegend um den Saltwell Park und schließlich heim.

Ich meinte es ernst, als ich sagte, dass ich Städte hasse; es gibt nur wenig mehr, was mich zur Weißglut bringt. Ich verachte die Lügen, die mit zahlenmäßigen Superlativen und dicht gedrängten Leibern einhergehen. Mich widert an, dass sie mir und anderen von meinem Schlag die Unschuld genommen haben, indem sie uns im Gegenzug die Welt versprochen. Ich weiß, wie man sich als junger Mensch

fühlt, wenn zarte, blauäugige Träume mit jedem Schritt zwischen Schuhsohlen und harten, kalten Pflastersteinen zerbröckeln. Umgeben von Leuten, die gut lachen hatten, weil sie nicht allein waren, zog ich als Jugendlicher allein umher und überlebte. Vielen gelang das nicht. Und nur wenigen würde es noch gelingen.

Die Songs wechselten. Ich hatte aufgehört, darauf zu achten. Lärm war Lärm. Ich dachte über Aimee nach und was sie im Heim wohl heute wieder erlebt hatte. Das *Arnessen Refugium* nahm unter anderem misshandelte Kinder auf. Sie wusste, was ich darüber dachte: Aimee war nicht abgebrüht genug, um mit den Verbrechen dieser Bastarde fertig zu werden. Ich wollte für sie da sein, wenn es hart auf hart kam, aber schon an ihrem ersten Arbeitstag dort hatte ich mir geschworen, mir jedes »Ich hab dich gewarnt« zu verkneifen.

Vermutlich lag es daran, dass mir keine anderen Fahrzeuge begegneten, vielleicht auch an der schönen Regelmäßigkeit der Kurven und Abzweigungen, während sich die Häuser allzu gewohnt zur trist verbauten Stadtkulisse aneinanderreihen. Jedenfalls dümmerte ich allmählich dahin. So driftete ich mehrmals über den Mittelstreifen weg. Schneller, als es vernünftig bei solchem Regen war. Schließlich gähnte ich wieder und gab mir einen Ruck, um mich zur Konzentration zu zwingen. Dazu rieb ich mir den Schlaf aus den Augen.

Oh, das wirst du nicht tun, oder? Verdammt noch mal, wag es ja nicht ...

Das war mein erster Gedanke, als ich ihn auf der Straße stehen sah. Ungefähr hundert Yards entfernt. Ein dunkler Ein- Zoll-Strich, den die Scheibenwischer nicht entfernen konnten. Im perfekt runden Kegel der Scheinwerfer des Midgets flatterte sein abgetragener Staubmantel wie

schwarze Lumpen im Wind. Die Rockschoße aus Kammgarn schlugen gegen seine Beine, was aussah, als wolle ihm ein fieser Pinscher in die Waden beißen. Er glotzte mich unbeeindruckt an und fuchtelte mit einer Flasche Hochprozentigem herum und alles, was mir in den Sinn kam, war: *Der Bastard will Schisshase spielen!*

Keine Ahnung, wie ich darauf kam. Scheinbar war eine Hintertür in meinem Hirn aufgegangen, um diese eine und plötzlich eiskalte Gewissheit hereinzulassen: Der alte Irre putschte sich hoch für einen Zusammenstoß, den er mit seiner klapprigen Statur nur verlieren konnte.

»Du willst Selbstmord begehen«, murmelte ich im Versuch, den Nebel der Müdigkeit um meinen Schädel zu vertreiben. »Schön, aber mag dich nicht auf dem Gewissen haben.«

Sein Gesicht wurde durch ein breites Grinsen gespalten; eine Grimasse, bei der es sich um eine optische Täuschung handeln musste. So rasch die Entfernung schwand, zogen sich die schummrigen Ränder meines Gesichtskreises zusammen, und ich erfasste die Welt – die wirkliche Welt – vor der Windschutzscheibe gestochen scharf. Der alte Mann wirkte in diesem bizarren Helldunkelgemälde seltsam glücklich, obwohl seine Beine gegen den Kühlergrill krachen würden, ehe sein Körper wie eine Gliederpuppe durch die Luft wirbeln und er seinem Schöpfer entgegentreten würde.

Als sich unsere Blicke begegneten, kam die entsetzliche Erkenntnis: Ich war der Mörder, er das Opfer. Ich wollte mir einreden, die Reflexion der Scheinwerfer habe mich bloß geblendet, aber dem war nicht so. Im Regen verschwamm sein Bild, als zerfließe er. Seine Augen schienen mich anzuflehen, ich müsse das Gaspedal durchtreten und ihn schnell umpflügen, aber ich konnte nicht. Instinktiv rammte

ich den Fuß auf die Bremse und richtete ein Stoßgebet gen Himmel: »Bittebittebitte ...«

An welchen Gott oder Engel auch immer, der samstagsmorgens um drei Uhr über Klavierspieler und Penner wachen mochte.

Der Eindruck, dass die Reifen auf dem Asphalt griffen, währte nicht lange. Stattdessen stellte sich Entsetzen ein, als der regennasse Belag das kümmerliche Profil, das ich noch nicht abgefahren hatte, hinfällig machte. Die Räder blockierten, und ich verlor die Kontrolle über den Midget, noch bevor ich die Gelegenheit dazu bekam gegenzulenken.

Mein Gebet war auf taube Ohren gestoßen; nicht, dass ich mir echte Hoffnungen gemacht hätte.

Er trat auf die Straße, blieb stehen und streckte die Hände mit der Flasche darin aus, wie um den Aufprall abzufedern oder den Midget im Freilauf abzulenken. Beides schien für ein Gerippe wie ihn unmöglich, und seine verzerrte Fratze deutete an, dass er sich dessen völlig bewusst war.

Die Nadel des Tachometers schwenkte geradezu scheußlich elegant nach links zurück. Von sechzig auf null. Der Wagen wurde jedoch nicht langsamer.

Warum ich?, wollte ich schreien – und tat es letztlich auch, obwohl ich nicht weiß, ob selbst besonders hellhörige Ohren meine Lautäußerungen als Worte erkannt hätten.

Und als er schließlich durchs Blauschwarz der Nacht flog, hörte ich einzig sein Lachen. Die vage Vermutung wurde zur Gewissheit: Ich war mir sicher, ihn umgebracht zu haben. Bewegen konnte ich mich nicht – nicht einmal, um es herauszufinden. Mit einem Mal war ich das Opfer, wartete nach dem Eklat in fassungsloser Agonie auf die Sirenen von Polizei und Notarzt, die sich anschickten, die Scherben aufzusammeln.

Meinen Händen jedoch widerstrebte dies; sie zogen am Türgriff und öffneten die Tür. Bevor mich noch das Zittern übermannen konnte, schlüpfte ich aus dem Fahrersitz und stellte mich auf die Straße, dabei vernahm ich vage Geräusche. Musik. Die Kassette lief noch, doch welcher Song, konnte ich nicht sagen. Andere Autos auf den benachbarten Straßen trotzten der verhältnismäßigen Stille, die sich dem Anschein nach über die gesamte Strecke vom Hotel an der nächsten Ecke bis zurück zur Ampel gelegt hatte. Hinter verschlossenen Türen hielten Fernseher Scharen Schlafloser bei Laune. Bloß die Sirenen blieben aus.

Ich wischte mir Blut aus den Augen.

Nachdem ich den alten Säufer erwischt hatte, war der Wagen ins Schlingern geraten, doch statt mich richtig zu verhalten und einzulenken, hatte ich mit reichlich Gebrüll versucht, gegenzusteuern und das Heck ruhig zu halten, wodurch der Midget einen noch engeren Bogen beschrieben hatte. Ich hatte fest damit gerechnet, mich zu überschlagen. Während einer Reihe aberwitziger 360-Grad-Drehungen war ich in äußerste Panik geraten und hatte alles um mich herum ausgeblendet, um letztendlich frontal und mit Knochen zermürender Wucht gegen einen Laternenpfosten zu krachen.

Dass ich angeschnallt gewesen war, hatte mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Ansonsten wäre ich mit ziemlicher Gewissheit mit dem Kopf durch die Scheibe geschleudert worden. Nachdem ich wieder in den Sportsitz gepresst worden war, hatte ich alles wie durch einen Rotfilter wahrgenommen. Blut in den Augen. Kaum dass ich den Rückstoß verwunden hatte, war ich erneut ins Lenkrad katapultiert worden, als wöge ich überhaupt nichts. Weniger als nichts. Mindestens eine Rippe hatte ich mir gebrochen,

als ich wie ein Crashtest-Dummy zwischen den straffen Schultergurten hin und her geworfen wurde. Da ich den Knacks innerlich gespürt hatte, hätte ich eigentlich Schmerz empfinden müssen, doch durch den Adrenalinschub – oder was auch immer – fühlte ich mich nur benommen. Einzig beim Einatmen stockte ich, weil es wie ein Nadelstich wehtat. Einer der Splitter musste einen Lungenflügel durchlöchern haben, denn mit jedem Zug wurde das Luftholen schwieriger.

Als ob sich meine Lungen mit Blut füllten oder langsam kollabierten.

In meiner morbiden Fantasie hatte ich mir bereits Bestattungsszenarien ausgemalt, noch ehe meine Hände selbstständig geworden waren: Loch in der Lunge. Hämorrhagie. Innere Blutungen. Rest in pieces – ruhe in Stücken.

Kurz nachdem ich ausgestiegen war, brach ich zusammen. Dann zwang ich mich zum Aufstehen und knickte erneut ein, weshalb ich mich ans Auto lehnen musste.

Mehr Blut tropfte in meine Augen. Ich rieb mit dem Handballen daran, ohne den roten Schleier loszuwerden.

Er lag in einer Pfütze mitten auf dem Asphalt, zerteilt von der weißen Linie; eine kaputte Puppe. Die Laterne strahlte nur zum Teil direkt auf seinen Körper; vom Rest ließen sich nur schattige Umrisse erkennen. Jämmerlich klein sah der alte Kerl aus, zerknittert nach dem Sturz. Auseinandergebrochen. Leckgeschlagen und auslaufend. Sein Mantel war zerfleddert und schwarz vom Blut und Wasser, das er aufsaugte, röter jedoch am Bauch, um den sich der Stoff gewickelt hatte. Da er von dort aus bis zum Schritt aufgerissen war, sah er aus wie eine Reliefkarte des Verfalls. Ein unterschwelliger Hinweis auf die Anatomie

dieser Stadt.

Im Tod hatte er die Beine wie ein Freudenmädchen breitgemacht und lud damit jeden weiteren Autofahrer ein, über ihn zu rollen. Ich ertrug den Anblick nicht.

Gott sei Dank blieb er gesichtslos, denn die Schatten verbargen wie ein Leichentuch seine starren Züge. Er besaß keine Erkennungsmerkmale, weder Augen noch Nase und Mund, um durch die gerinnende Schwärze zu atmen, die ihn umgab. Nichts.

Wir mussten wie die grausigen Überreste einer Schießerei ausgesehen haben. Zwei Revolverhelden. Einer tot, bloß ohne Kugel im Kopf, der andere schwer verwundet und vom Schmerz gebeutelt, aber nicht am Boden. Noch nicht.

Mich auf die Beine zwingend – das tat weh! – begab ich mich zu ihm. Dabei erlebte ich eine dieser gefühlten Ewigkeiten, in der ich ging und ging, jedoch anscheinend nie ankommen sollte. Ich wähnte mich auf einem Nagelbrett mit Messern in der Brust und spürte sie bei jedem Atemzug. Dass ich im Blut ersoff, nahm ich deutlich wahr, da ich immer flacher Luft holte, je weiter meine Lungen in sich zusammenfielen. Dann stand ich über ihm und schaute hinab auf die Verheerungen des Zusammenpralls. Die Flasche hatte ein Loch in seinen Hals gerissen. Sie wiederum war abgebrochen und stecken geblieben. Blut quoll stoßartig aus der Wunde, als ich auf die Knie sank. Das Glas fungierte als Katheter zum Aderlass, doch auch der hörte irgendwann auf.

Ich musste etwas tun, wenn auch nicht auf irgendwelche Lebenszeichen spekulieren, denn das erübrigte sich. Zögerlich

legte ich dem Toten die Hand auf die Wange, da spürte ich eine durchdringende Kälte, obwohl er erst vor kaum zwei

Minuten sein Leben gelassen hatte. Ich zuckte zusammen, obwohl ich mir vorgenommen hatte, nicht zu erschrecken. Bei näherer Betrachtung fiel mir auf, wie alt er gewesen war und wie gebrechlich er wirkte. »Oh mein Gott ...« Das Flüstern wuchs sich zum lauten Schrei aus. Seine Augen standen offen und schienen mich direkt anzustarren. Zu durchbohren. Ich wollte mich entschuldigen. Ihm sagen, wie leid es mir tat. Er sollte erwidern, es gehe in Ordnung, weil es nicht mein Fehler gewesen sei, sondern ein Unfall. Für all diese Worte fehlte uns beiden jedoch die Luft. Stattdessen einte uns das Blut, das von den Fetzen an seiner offenen Brust in meine Kleidung sickerte. Ja, das Blut war uns gemein, wenn auch wenig sonst.

Schwer atmend und unter großer Anstrengung erhob ich mich wieder. Meine Lungen pfften im wahrsten Sinn des Wortes aus dem letzten Loch. Einen Moment lang glaubte ich ernsthaft, es sei vorbei und ich könne mich nicht mehr auf den Beinen halten, obwohl ich genau dies tat. Statt aber umzufallen und binnen weniger Minuten tot an seiner Seite zu liegen, blieb ich obenauf und taumelte zum Wagen zurück. Die Motorhaube hatte sich zur Gänze um den schiefen Laternenpfosten gewickelt, der somit aussah wie ein fallender Himmelsbote, der gerade die Schwingen auszubreiten suchte, um sich zu fangen. Zweimal – nein, noch öfter blieb ich stehen und stützte mich an geparkten Autos, Straßenschildern und schließlich dem fiktiven Laternenengel ab, bis ich im Fahrersitz zusammensackte.

Mein Handy klemmte nicht am Ladegerät. Im Handschuhfach, an dem ich nestelte, bis es aufsprang, lag es ebenfalls nicht. Es lag unterm Beifahrersitz. Ich wählte dreimal die Neun und horchte ungeduldig auf das Freizeichen.

Als mich die Disponentin fragte, welchen Dienst ich

brauche, atmete ich so gequält, dass ich das Wort Notarzt kaum über die Lippen bekam. Ich gab an, wo ich mich befand und was passiert war. Dann ließ ich das Telefon fallen, schloss die Augen und wartete wahlweise auf Ambulanz oder Asphyxie – je nachdem, wer oder was das Rennen gewann.

(WHEN I'M WITH YOU I'M) ALL ALONE

Bittersüßes Erwachen. Aimee saß auf der Bettkante, als ich die Augen aufschlug, ich sah ihre Tränen nicht, weil sie mit Kartenmischen beschäftigt war. Schließlich legte sie die zweiundvierzig handbemalten *Immram-Karten* im Kreis aus, ihren Herzenswunsch in der Mitte. Die Sonne schien durch das Fliegengitter, doch es war nicht die Sonne, vor der Aimee sich versteckte. Sie fuhr sich mit ihren schlanken Fingern durchs Haar und raufte den wasserstoffblonden Bob unruhig, sodass die Strähnen ihre nackten Schultern umspielten, eine verwegene Ahnung des Paradieses. Ich rang mir ein Lächeln ab, aber sie schaute mich nicht an, worüber ich andererseits froh war, weil sie das Zucken nicht sah, mit dem meine Lippen mich verrieten.

Sie rutschte herum und betrachtete gedankenversunken die Anordnung der Karten, vom Beginn der Seereise bis zur Landung auf den verschiedenen Inseln voller Farben, Gefahren und Wunder, das Glasmeer und die namenlose Jungfrau am Gestade von *Tir-nam-béo*, dem Reich der Lebenden. Wie sich Grün und Gold, Blau und Rot im abstoßend arglosen Turnus auf der Bettdecke auffächerten, dienten sie ihrer Seele zum Geleit. Aimee stützte ihr Kinn

geistesabwesend auf den Fingerspitzen ab. Ich versuchte, anhand ihrer Mundbewegung zu erkennen, welche Karte sie im Augenblick betrachtete – den Formwandler mit geisterhaftem Geweih am Kopf eines großen Hundes, ein Fabelwesen einem Hirsch mit anmutigem, weißem Schwanz ähnlich, das fortwährend die Gestalt wechseln und zum Löwen oder Adler werden konnte; die sich verbeißenden Pferde über einem Meer von Blut; das eherne Tor zu einer Säuleninsel, das Mael Dúin und seinen Gefährten verschlossen blieb; den Feuerbaum mit flammendem Geäst; die trauernde Königin, die am hohen Gestade vor der vertraut roten See und der Steinsäule mit dem eingemeißelten Gesicht urtümlichen Kummers ihr Leid klagte ...

Ich wusste, dass sich Aimee nicht zu einem »Oh Declan« hinreißen lassen würde, sobald sie merkte, dass ich zu mir gekommen war. Sie gehörte nicht zu der Sorte Frauen, die großes Hallo machten. Trotz ihres Erscheinungsbildes – zur Dreiviertelhose gestutzte Levi's 501 in Schwarz, dazu passende Wollsocken und Doc Martens mit achtzehn Löchern, ein billiges weißes T-Shirt unter schwarzer Weste mit drachenköpfigen Endlosverzierungen, die sich nur dem Anschein nach veränderten – war sie viel zu empfindsam, um sich auch nur ansatzweise so zu geben. Ich legte den Kopf zurück auf mein bauschiges Kissen und schaute ihr mit feuchten Augen beim Kartenspiel zu, während sie versuchte, ihre eigenen Tränen zurückzuhalten.

Aimee entsprach den gängigen Schönheitsnormen beim besten Willen nicht. Ihre Nase war etwas zu lang, und der Teint etwas zu wächsern, ihre Füße zu groß, sie war insgesamt etwas zu lang geraten. Wirklich alles an ihr wirkte ungestüm. Roh, frisch und erfrischend. Während sie versuchte, die *Immrama* zu deuten, nagte sie

an ihrer Unterlippe.

Sie sammelte die Karten mit einer fließenden, trügerisch selbstsicheren Handbewegung ein, mischte und legte sie drei weitere Male aus, bevor sie sie ordnete und in den türkisfarbenen Beutel verstaute. Da sie die Insel der Trauer dreimal in ihrem eigenen Haus aufgedeckt hatte, bestand kein Zweifel mehr an dem Weg, der ihr vorgegeben war. Vielleicht verbreiteten Krankenstationen schlechtes Karma oder so, keine Ahnung. Ich will gar nicht erst so tun, als glaube ich an diesen New-Age-Hokuspokus-Scheiß. Ich nicht. Aber sie tat es dafür umso fester, und dass sie nun zufällig dreimal die Trauer erwischt hatte, machte ihr schwer zu schaffen. Sie hatte die Augen zusammengekniffen, sodass man das Blau ihrer Pupillen nicht mehr erkannte, und atmete in kurzen Stößen.

Ich versuchte, mich aufzusetzen, doch flammte der Schmerz zwischen meinen Rippen erneut auf, weshalb ich wieder ins Kissen sank. Einen Augenblick, wohl nur zwei Herzschläge lang, musste ich das Bewusstsein verloren haben. Entweder das oder ich hatte bloß die Augen vor lauter Schmerz geschlossen.

Da lag so viel in diesem Blick. So viel Herzschmerz in dieser geteilten Sekunde. Und ich lag richtig, es empfing mich kein »Oh Declan«-Willkommensgruß unter den Lebenden. Meine Augen sagten: »Ich liebe dich.« Ihre: »Du hast mich verraten.«

Der Schmerz in meiner Brust war nicht allein dem Bruch geschuldet. Ich schniefte. Aimee gab ihr Bestes, um zu lächeln. »Was für ein Paar«, sprach sie, trocknete ihre Augen und versteckte die Karten nahezu unbewusst. Sie wusste, was ich von diesem Esoterik-Quatsch hielt.

Ich musste nicht fragen, wo ich war, weil ich die roten Backsteinmauern durch das einzige Fenster des Zimmers

wiedererkannte. Es war das Royal Victoria Krankenhaus in der Nordstadt. Etwas hatte ich dennoch auf dem Herzen:

»Der alte Mann, ist er ...?«

Warum Aimee mich scheel anschaute, dämmerte mir nicht einmal im Ansatz. Ich bin ein Vertreter der modernen Auffassung: Wedle doch mit deiner Dummheit wie mit einer Fahne, anstatt sie zu verstecken. Ich räusperte mich; das hat mein Vater auch immer getan, wenn er auf ein besonders heikles Thema zu sprechen kam, wenn auch sonst nie.

»Der alte Mann«, wiederholte ich. »Der Obdachlose. Ist er tot?« Ich wusste die Antwort, denn ich hatte seinen nicht vorhandenen Puls überprüft und die eisige Leichenstarre unter seiner Haut gespürt, musste es aber in meiner Dämlichkeit noch einmal laut aus anderem Munde hören.

Sie schüttelte den Kopf, wusste eindeutig nicht, was ich meinte, und ließ mich somit vorübergehend an mir selbst zweifeln. Dann sah ich die Flasche, seine ausgestreckten Hände und wie er starrte. Sein Blick bohrte sich in mein Hirn, und ich dachte erneut: Wag es ja nicht ...

Oh Gott ... Alles war wieder da.

»Der alte Mann. Ich hab ihn mit dem Auto umgefahren.« Ich kam mir vor wie ein Schauspieler wider Willen in einem Theaterstück, der immer wieder den gleichen Text aufsagen musste. Wie oft ich es auch wiederholte und anders formulierte, erntete ich jedes Mal die gleiche Reaktion – Unverständnis. Aimee redete auf mich ein, als sei ich ein kleines Kind, als sie mir zu verstehen gab: »Du hast einen Laternenpfosten gerammt, Declan. Niemand sonst war beteiligt. Du hast keinen Menschen verletzt oder umgebracht. Es war nur eine Metallstange.«

Aimee verließ das Zimmer, um einen Arzt zu rufen. Ich fiel in den Schlaf – eingeschlafen statt wie bis dahin halb vor mich hin dämmernd – bevor sie zurückkam.

Unterbewusst hing ich verdammt finsternen Gedanken nach, meinem abgründigen Geheimnis, das den tröstlichen Schlaf überdauerte und sich letztendlich auch in den Wachzustand hinüberrettete.

Am Morgen nach dem Unfall wachte ich schweißgebadet auf, unsicher, inwieweit das, was mir noch im Kopf herumspukte, nur ein Traumgespinnst war. Der Unfall, der Gesichtsausdruck des Alten, der sich kurz vor dessen Tod verändert hatte.

Ich lag allein im Zimmer und hätte heulen können. Es handelte sich um die übliche Klinikzelle mitsamt fade blauem Farbschema und einer Duftmischung zwischen Ammoniak und Desinfektionsmittel. Wie einem Neugeborenen hatten sie mir ein Band ums Handgelenk gewickelt: *Shea, Declan Thomas* stand mit blauem Kuli in großen Druckbuchstaben auf dem Plastik geschrieben. Das diente wohl der Sicherheit, falls irgendjemand vergaß, wer ich war. Und das Schlimmste daran war, das ich mir sogar lebhaft vorstellen konnte, wie sie die Stationen Raum für Raum nach meinem verschwundenen Körper absuchten, indem sie wortlos die Arme ihrer Patienten hochhoben und sie auf einer Anwesenheitsliste abhakten.

Aimee hatte ihr Buch offen wie einen toten Schmetterling auf dem Tischchen neben dem Fenster liegen lassen, daneben ihren tragbaren CD-Spieler, Sandwiches und eine Dose Cola sowie eine kleine Auswahl an Musik: Jules Sheer, Sister Double Happiness, Liz Phair, Dave Matthews, Carlos Santana und zwei weitere CDs, deren Titel ich nicht erkannte, weil das Licht ungünstig von ihren Hüllen reflektierte.

Als ich meine Hand ausstreckte, spürte ich sofort wieder dieses isolierte Stechen im unteren Rippenbereich. Ich tastete behutsam nach der empfindlichen Stelle und ortete sie etwa eine Handbreit unter meiner rechten Brust. Am Fuß des Bettes hing die Befundkarte des Chefarztes, der fachkundig unter anderem mehrere gebrochene oder angerissene Rippen ausgemacht hatte. Ich haderte mit der schweren Decke dabei, mich weit genug aufzurichten, damit ich die Karte zu fassen bekam, doch als es mir nicht gelang, gab ich mich zumindest für diesen Morgen damit zufrieden, langgestreckt dazuliegen und nichts weiter anzuschauen als einen drei Quadratfuß großen Ausschnitt der Zimmerdecke.

Ein Bügelkopfhörer, mit dem man dem hauseigenen Radiosender lauschte, hing in Reichweite, doch just, als ich ihn ergreifen wollte, widmete ein fiktiver Moderator in meinem Geist das nächste Stück Mary, der Frau von Station drei, die an Leukämie starb. Ich streckte mich nicht mehr danach.

Für jemanden seiner Zunft, der noch so jung war, bekundete Stephen Carroll sein vermeintlich tiefes Mitgefühl mit bemerkenswert unverhohlener Resignation. Rekordarbeitszeiten von schätzungsweise siebenundachtzig Stunden die Woche mit unheilbar Kranken ließen sein mattes Lächeln nicht überzeugender wirken. Sollte ich Zuversicht aus dem unterdrückten Gähnen meines Arztes schöpfen, hätte sich unweigerlich Enttäuschung eingestellt, und bei wem von uns beiden, muss ich nicht eigens erwähnen. Ich schöpfte ungefähr so viel Hoffnung wie Chicken Licken in der Fabel, der dachte, er allein müsse den Himmel hochhalten.

»Nun, wie fühlen wir uns heute Morgen, Mr. –« Carroll warf einen Blick auf seine Kartei, während ich den starken

Drang verspürte, ihm mein Armband unter die Nase zu reiben; dann wäre es wenigstens zu etwas brauchbar gewesen. »Shea? Tun Ihnen die Rippen weh?«

»Nur diese und diese«, witzelte ich bemüht, indem ich mir an die Brust fasste. Dies sorgte nicht eben für Überschwang. Ich entschied mich dagegen, ihn zu fragen, ob ich je wieder Klavier spielen könne. Mich beschlich das unangenehme Gefühl, dass er meinen Sinn für Humor nicht sonderlich mochte.

»Gut, gut, und wie geht es dem Kopf? Bei solch einer Erschütterung können Sie von Glück reden, Mr. Shea. Die Blutung hat aufgehört, und weitere Komplikationen blieben so weit aus, aber natürlich werden wir Sie noch eine Weile beobachten, nur um sicherzugehen.«

»Klar. Ich fühle mich gut«, log ich in der Hoffnung, der Rest seines Geredes bliebe mir erspart. Ich glaube nicht, dass er bewusst herablassend klingen wollte. Wenn er seinen Job nicht irgendwann einmal mit Hingabe erledigt hätte, wäre er nicht zu diesem Posten gelangt. Vermutlich hätte Carroll zwei Jahre vorher unter ähnlichen Umständen aufrichtige Anteilnahme gezeigt, doch nun deutete alles an ihm – seine Körperhaltung und die Art, wie er mit hochgezogenen Augenbrauen auf meine Akte schaute – darauf hin, dass er zu viel gesehen hatte, um einen Idioten zu bemitleiden, der um drei Uhr morgens in seinem Sportwagen gegen einen Laternenpfahl gekracht war. »Was passiert ist? Ich erinnere mich daran, wie der Wagen ins Schleudern geraten ist, aber danach ...« Ich zog die Schultern hoch und täuschte eine Gedächtnislücke vor, in der Hoffnung, dass Carroll vielleicht etwas über den alten Mann preisgab. Ich legte es mir so zurecht, Aimee wolle die Wahrheit vor mir zurückhalten, bis ich wieder so weit gefasst war, um der Tatsache ins Auge zu sehen, dass ich

einen Menschen auf dem Gewissen hatte. Carroll hingegen wirkte auf mich nicht sonderlich einfühlsam. Ich erwartete die Wahrheit, und zwar rundheraus, doch was folgte, verstörte mich nur noch mehr.

Unmerklich runzelte er die Stirn. Er hatte sich mit Aimee unterhalten. Wir verstanden uns: keine Gefälligkeiten. Die hatte ich nicht verdient.

»Da ich es nicht genauer weiß, war es so, wie Sie es sagen. Sie haben die Kontrolle über den Wagen verloren, Mr. Shea, und sind deshalb gegen einen Laternenpfosten gefahren. Beim Aufprall zogen Sie sich ein mittelschweres Schädeltrauma und drei gebrochene Rippen zu und ein Splitter hat zudem Ihren rechten Lungenflügel perforiert, und aus diesem Grund fühlen Sie sich, als sei eine Herde Wildpferde über ihren Oberkörper getrampelt. Gott sei Dank war sonst niemand in den Unfall verwickelt.«

»Was ist mit dem alten Mann?«, fragte ich nun doch, hisste die Flagge.

»Welcher alte Mann, Mr. Shea?« Carroll schüttelte den Kopf. »Vielleicht erkläre ich es schlicht noch einmal: Sie hatten einen Autounfall, bei dem Ihr Schädel stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Zum Glück kam es zu keiner ernsthaften Blutung, doch möglicherweise klammert sich Ihr Unterbewusstsein im Zuge des Traumas an eine Wahnvorstellung. So etwas kommt vor und hält sogar tatsächlich nicht wenige Unfallopfer wie Sie am Leben, aber wie dem auch sei – es gab keinen alten Mann. Ich habe mit Ihrer Freundin gesprochen. Sie ist auf die zu Anfang übliche Verwirrung gefasst, aber muten Sie ihr nicht mehr als notwendig zu. Sie belügt Sie nicht und würde es vermutlich auch nicht tun, wenn ich ihr dazu geraten hätte.« Ich spürte, wie der Zweifel gleich einem glatten Kiesel in meine Magengrube sank. »Was wollen Sie damit sagen? Ich

verstehe nicht. Das war keine Halluzination.« Jetzt war ich es, der den Kopf schüttelte, obwohl ich durchaus kapierte. »Nein, es konnte keine sein. Er lief direkt vor mir auf die Straße, und wenn er nicht gewesen wäre, hätte ich keinen Unfall gebaut. Ich wollte bremsen und ausweichen, weshalb ich die Kontrolle über das Auto verlor. Die Straße war so nass, dass ich nicht langsamer wurde. Dann bin ich zurückgegangen, um ihm zu helfen. Verflucht, *ich habe ihn sterben sehen*.« Mir war klar, dass ich Carroll gegen mich aufbrachte, aber so einfach kam er mir nicht davon. Ich argumentierte weiter: »Danach habe ich sogar einen Anruf getätigt. Fragen Sie die Polizei. Ich gab an, einen alten Mann vor dem Springfield Hotel niedergefahren zu haben. Samstagmorgen drei Uhr. Fragen Sie nach!«

Mit dieser unumstößlichen Tatsache hatte ich Carroll am Haken. Der Anruf war erfolgt, bevor ich das Bewusstsein verloren hatte. Er mochte was auch immer mit seiner Medizinlogik widerlegen, aber das nicht. Ich hatte einen Anruf getätigt, noch ehe mein Unterbewusstsein irgendwelchen Wahnvorstellungen erlegen war. Nein, ich verlor den Verstand nicht, und ein schriftliches Protokoll dieses Telefonats würde meine Behauptung untermauern: Der Alte war auf der Straße gestorben, und ich hatte es zu verantworten.

Eine neurotische Stunde lang zweifelte ich an meinem Geisteszustand. Angst und Verdruss gingen Hand in Hand. Zuerst hatte ich Angst, dass der Unfall möglicherweise einen bleibenden Hirnschaden hinterlassen hatte; etwas in meinem Kopf würde nicht mehr rundlaufen, weswegen alle Geschehnisse von dem Moment an, da sich der Mann vor den Midget gestellt hatte, ein Produkt meines traumatisierten Geistes waren. Alles wirkte beunruhigend plausibel, doch mir blieb nichts weiter übrig, als

abzuwarten. Nachdem sich Carroll bei der Polizei erkundigt hätte, würde man dort mit mir sprechen wollen, und sobald wir unsere Schilderung abgeglichen hätten, sollten wir uns einhellig die Frage stellen, was aus dem Leichnam des Alten geworden war.

Da Aimee nicht wieder aufkreuzte, nahm ich an, sie sei nach Hause gefahren, um ihre Krankenwache mit einem Nickerchen zu unterbrechen. Ich war nicht neidisch auf sie, obwohl ich selbst nicht schlafen konnte.

Dabei konnte ich mich mit nichts außer meinen eigenen Gedanken beschäftigen; weder Zeitschriften noch Bücher oder Gesellschaft lenkten mich davon ab. Ruhigen Gewissens Musik hören durfte ich auch nicht, ohne befürchten zu müssen, der Krankenhausfunk gemahne an die arme Mary von Station 3. Also schloss ich meine Augen.

Immer wieder döste ich mehr oder weniger gelangweilt und träge vor mich hin, indes ohne zu schlafen oder zu träumen, wovon ich mich, wenn ich mich recht erinnere, bisher nie gefürchtet hatte. Es kam einem Kampf gegen den Schlaf gleich, und ich kann nicht behaupten, dass mir das gefiel. So zwang ich mich zu ein wenig Gedankengymnastik, schichtete Punk-Riffs und Barock-Arpeggien übereinander, um mir vorzustellen, wie beides zusammen in einem Solo von Tachyon Web klingen würde, wenn sie alle Zügel schießen ließen. Zwar mochte ich, was ich mir zurechtbastelte, doch außerhalb einer Irrenanstalt wäre es wohl auf taube Ohren gestoßen, also wechselte ich vom Punk zum klassischen Zwölftakt-Blues und verwendete die Arpeggien nur für die Übergänge. Als auch das nicht passte, bekam ich wirklich den Blues. Es war frustrierend. Es hätte eigentlich funktionieren sollen. Am Ende blieb mir jedoch keine andere Wahl, als es als stümperhaftes Werk abzuhaken und mich mit etwas

anderem zu beschäftigen. Dass ich zur Musik zurückkehrte, konnte ich zwar nicht vermeiden, doch diesmal ließ ich Michael Petruccianis *Pianism* Revue passieren, mit der Synthese aus modernen und Bop-Techniken, und dann Keith Jarrets *Eyes Of The Heart*, freier Jazz vereinigt mit diatonischen Wohlklängen.

Sich derart in zahllosen Gedanken zu suhlen, war eine Form von stiller Folter. Ich ließ mich sogar dazu verleiten, ein Fazit unter meine sechsundzwanzig Lebensjahre zu ziehen, und musste betrübt feststellen, dass sie manches zu wünschen übrig ließen. Ich sann darüber nach, was ich besaß, und als ich über meinen Ansporn zum Aufstehen jeden Morgen nachdachte, fiel mir partout kein Grund ein, weshalb ich es tat. Niemanden aus meinem engeren Bekanntenkreis hätte mich vermisst, wenn ich liegen geblieben wäre. Ich berührte nicht viele Menschen und deren Leben, zumindest nicht auf einschneidende Weise. Dann ließ ich mir die Schwüre durch den Kopf gehen, die ich an der Universität abgelegt hatte. Ich war bestrebt gewesen, mich zu verändern und etwas zu bewegen, hatte jeden neuen Tag einfach aus dem Grund genießen wollen, weil er einzigartig und deshalb schätzenswert schien. Wie kläglich war ich bei alledem gescheitert! Meine Träume – aufgeschnitten und ausgeblutet.

Dankenswerterweise bekam ich Essen und Medikamente, ehe ich vor lauter Selbstmitleid wahnsinnig wurde. Seit ich wach geworden war – vier Stunden zuvor, wie ich erkannte, als ich auf die Wanduhr schaute –, hatte ich keinen Hunger verspürt, und auch jetzt konnte ich weder Appetit noch anderweitige Begeisterung für den vorverdauten Fisherman's Pie aufbringen, den man mir auf einem Teller vorschob. Allerdings kam ich nicht umhin, einen näheren Blick auf die beiden Schmerztabletten zu werfen, die

neben meinem Wasserglas lagen.

Im Vertrauen darauf, ein glaubhafter Lügner zu sein, versprach ich, aufzuessen, bevor ich sie zu mir nahm, aber sobald man mich allein gelassen hatte, verschmähte ich den lauwarmen Fraß zugunsten der Pillen. Ihretwegen setzte ein entscheidendes Umdenken ein: Ich hörte auf, mir einzubilden, wie wichtig es sei, der Leere zu trotzen, in der ich meinen grässlichen Träumen erliegen würde; stattdessen konzentrierte ich mich auf meine schweren Lider und die Feststellung, wie erschöpft ich eigentlich war. Endlich schlief ich ein ...

Plötzlich fuhr ich aus dem Schlaf hoch. Der Engel des Todes war da, in meinem Zimmer. Er saß vornübergebeugt auf Aimees Stuhl und leckte seine dünnen, fettigen Finger, nachdem er sich eine Handvoll matschiger Kartoffeln in den Mund gestopft hatte. Dicker Speichel klebte an den Spitzen, und unter seinen abgeknabberten Nägeln zeichneten sich schwarze Dreckränder ab.

Daran, wie unsinnig es war, sich über die mangelhafte Maniküre des Säufers aufzuregen, dachte ich in diesem Augenblick nicht. Es kam mir entschieden vernünftig vor im Vergleich zu dem Irrwitz, der mir während der vergangenen vierundzwanzig Stunden widerfahren war. Jetzt saß der Mann, den ich umgebracht hatte, neben meinem Bett: Er lebte, atmete, aß meinen Teller leer ...

Zweimal blinzelte ich. Ich müsste lügen, wenn ich behaupten wollte, ich glaubte gleich, dass *er* es war. Nicht sofort. Es geschah mit einiger Verzögerung, denn schon als Kind hatte ich nicht genügend Fantasie aufbringen können, um mir imaginäre Freunde zu schaffen oder mir mit furchtbaren Monstern selbst Angst einzujagen. Deshalb konnte ich – ob verrückt oder nicht – genauso wenig *nicht* daran glauben.

Ich vermute, er hätte anders ausgesehen, wenn er eine Vision gewesen wäre, nicht wie ein Clochard in Lumpen, sondern wie eine Leiche; entweder mit vom Schritt bis zum Hals zerfleddertem Leib, aus dem die Eingeweide warm und glänzend rot hervorquollen, um sich um meinen Hals zu winden, oder mit aufgescheuerten Händen, durchtrennten Muskeln, die aussahen wie Vogelschwingen, und Sehnen wie Maden. Ein Gesicht mochte mit Nadel und Katzendarm in sein Fleisch gestickt worden sein, Tätowierungen gemeinsam mit dem Tod über seine milchig weiße Haut tanzen, die Lippen vor Blut triefen und die Augen feurige Tränen weinen, die seine Wangen versengten. Ja, ein Heiligenschein aus Stacheldraht hätte über ihm geleuchtet, und jeder Zoll seiner entblößten Schenkel wäre mit Nägeln gespickt, der Brustkorb gehäutet, ausgehöhlt und mit weiterem Draht umwickelt gewesen.

Diese Vorstellung, krank genug – in euren Augen – um sie sofort jemandem aus meiner Generation zuzumessen. Drastisch wie plastisch. Brechreiz erregend. Pervers. Unfassbar und paradoxerweise gleichzeitig wirklichkeitsnah genug für tausend billige Slasher-Streifen, wie sie über jederart Leinwand und Bildschirm flimmern.

Ein abgehalfterter Penner wirkte zu vertraut. Einen wie ihn hätte man von einer beliebigen Straße in irgendeiner Stadt pflücken können. Er war zu *gewöhnlich* ... und deshalb umso bedrohlicher.

Ich beobachtete, wie er den Kopf zur Seite neigte und einen Brocken Fisch mit der Zunge vorschob, um ihn mit seinen vom Nikotin gelben Zähnen zu bearbeiten. Seine Augen funkelten; Grableuchten. Und noch etwas anderes. Heimtücke.

Ich wollte schreien, konnte jedoch nicht. Als ich versuchte, mich nach der Notleine auszustrecken, musste

ich einsehen, dass mein ohnehin angeschlagener Bewegungsapparat derart degeneriert war, dass es gerade noch zu einem zwanghaften Kopfschütteln reichte, das sich nicht mehr abstellen ließ. Mehr brachte ich nicht fertig.

Er hob den Teller an seine Lippen und schob die letzten kalten Bissen dazwischen, bevor er das Porzellan ableckte. Ich wünschte mir, dass jemand hereinkäme. Jemand, der bezeugte, dass ich nicht den Verstand verlor, aber ich blieb auf mich gestellt. Zum zweiten Mal war ich ihm nun begegnet. Zum zweiten Mal allein.

Etwas klebte an meiner Brust. Essen. Es fühlte sich an wie kalter Kartoffelbrei. Zuerst ergab das keinen Sinn. Jemand hatte mir das grüne Krankenhaushemd hochgezogen und den Matsch wie Salbe auf die Haut geschmiert. Als ich mir an die Brust fasste, spürte ich Klumpen, wo er bereits steif wurde.

Dann ließ der Alte den Teller fallen und wischte sich die Hände am Aufschlag seines Mantels ab. Wenn ich von Lumpen gesprochen habe, traf die Beschreibung definitiv zu, denn als er aufstand, sah es aus, als habe er sich damit am ganzen Leib bandagiert. Mumifiziert. Ein Regenbogen, grau in grau. Er war eingewickelt, die Fetzen verknotet und mit Schnüren fixiert. Beim Gehen schwankte er, als kenne er den Ablauf gar nicht und misstraue seinen eigenen Füßen, die ihm vorauszugehen drohten.

»Wer bist du?«, war alles, was ich herausbekam.

Er antwortete nicht. Nicht direkt. Stattdessen drückte er mich ins Bett. Die Hände waren eisig und brannten doch wie Feuer, als seine Finger meine nackten Schultern packten. In seinen Augen loderte der Wahnsinn so natürlich wie ein Funke, der auf Zunder fiel, doch von einem lichten Blick konnte keine Rede sein. Während er mich fest auf die Matratze presste, fuhr er mit dem Kopf hinunter und fing

an, mit seiner rauen Zunge über meine Brust zu lecken. Als er die Kartoffelmasse verzehrt hatte, kam er wieder hoch und gönnte sich einen Augenblick Zeit, um seinen Mund abzuwischen und mich anzustarren. Da war Blut – und sein Grimasse.

Die Geste ließ keinen Zweifel zu. Ich hoffte dennoch, meine Augen spielten mir einen Streich, aber dem war nicht so. Tatsächlich, zwischen den Zähnen des Alten quoll Blut hervor, und der Tod stand ihm ins abgehärmte Gesicht geschrieben. Wie er von meiner Brust abließ und die Hand zurückzog, nahm die Stärke der Blutung zu. Verdoppelte, verdreifachte sich. Er hielt mir seine roten Hände vor. Frisches Blut – sein eigenes? Meines? – strömte aus allen Poren und an seinen Armen hinunter, als er die Hände erneut und beinahe herausfordernd hochhob.

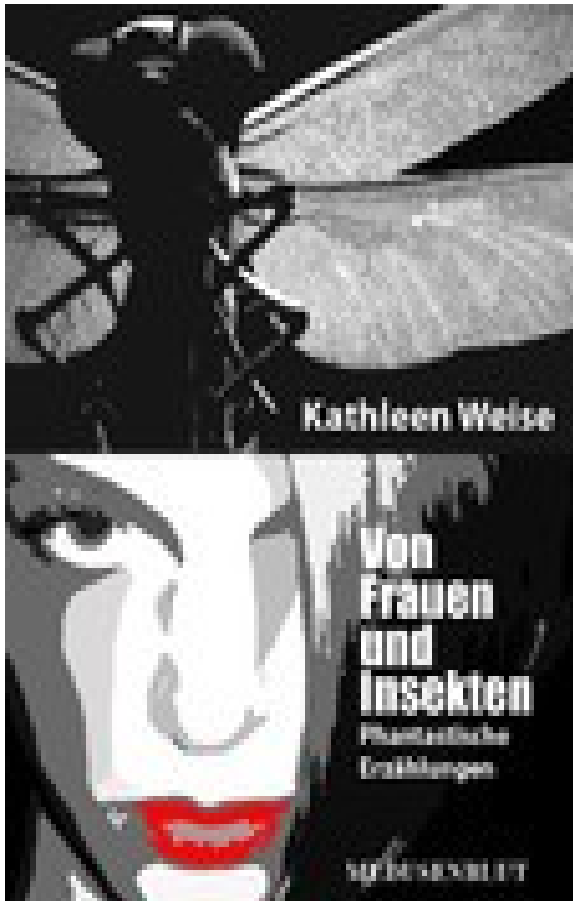
»Fürchtest du dich?«

Beim Sprechen hatte er Tränen in den Augen. Seine Züge entglitten, die Beschaffenheit seines Gesichts änderte sich. Unter seinem Bart und dem Schorf, unter der Verderbtheit der Straße kam ein anderes zum Vorschein, eine kindlich glatte Unschuldsmiene. Sinnestäuschung oder der Schatten eines Vogels, der draußen am kleinen Fenster vorbeihuschte? Jedenfalls beschrieb so etwas in der Art seinen Mund und nun sogar allem Anschein nach ein Lächeln. Dann jedoch verschwand die Illusion so unvermittelt, wie sie gekommen war, und ich blickte bloß in die leeren Augen meines Obdachlosen, um angstvoll auf das nächste Trugbild zu warten.

Er kippte vorwärts und schürzte die Lippen, küsste mich jedoch nicht. Dafür ergoss sich das Blut über mich und rann in meinen Rachen.

Mir war, als ob ich allmählich in meinem eigenen Lebenssaft ertrank, selbst als er wieder von mir abließ.

VON FRAUEN UND INSEKTEN



Autor: Kathleen Weise
Verlag: [Edition Medusenblut](#)
Umfang: 70 Seiten
Preis: 3,40 Euro
Download: [Amazon.de](#)

Unter dem Label der *Edition Medusenblut* ist nun ein E-Book mit sechs phantastischen Geschichten erschienen, in denen es sexy, melancholisch, humorvoll und märchenhaft zugeht.

Inhalt:

Auf der Suche nach einem Kind muss sich die Polizistin ihrer Vergangenheit und einer besonderen Kreatur stellen ...
Die Herrin der Krähen macht Marie ein Angebot ...
Anna begegnet einem alten Mythos ...
Eine Nachtschicht an der Tankstelle wird für Ines zur Bewährungsprobe ...
Eine Tänzerin wird auf das Land geschickt ...
Das Mädchen erfährt, was hinter dem Winter liegt ...



WEITERE NEUERSCHEINUNGEN

SCHWARZER MOND ÜBER SOHO



Autor: Ben Aaronovitch

Verlag: [DTV Verlag](#)

Umfang: 416

ISBN: 9783423213806

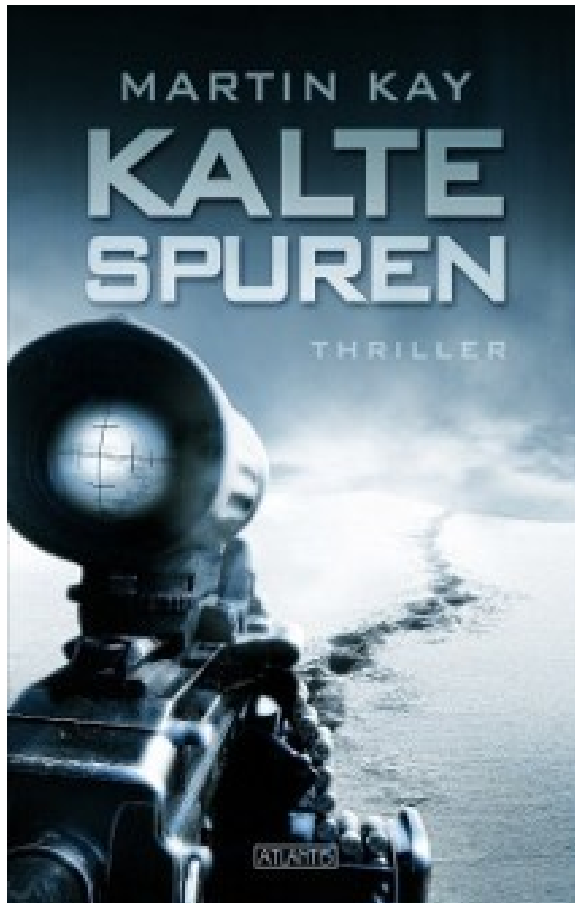
Preis: 9,95 Euro

Nicht nur normale Bobbys arbeiten bei der Londoner Polizei, auch eine ganz besondere Abteilung wird dort gepflegt – eine Abteilung für Magie. Im Grunde ist Constable Peter Grant ein ganz normaler Polizist, doch seit kurzem ist er Schüler von Detective Inspector Thomas Nightingale, dem letzten Magier Englands!

Für Peter ist es nun am vordringlichsten, Lateinvokabeln auswendig zu lernen, um die uralten Zaubersprüche korrekt verwenden zu können. Als er jedoch eines Nachts zu der Leiche eines Jazzmusikers gerufen wird, verliert das Lateinstudium auf einmal seine Dringlichkeit.

Doch damit nicht genug: In den Jazzclubs Sohos, im Herzen Londons, sterben unerwartet und wie aus heiteren Himmel verdächtig viele Musiker eines unerwarteten Todes. Für Peter steht fest, dass hier jemand falsch spielt!

KALTE SPUREN



Autor: Martin Kay

Verlag: [Atlantis Verlag](#)

Umfang: 408 Seiten

ISBN: 9783864020360

Preis: Taschenbuch 14,90 Euro/Edition Atlantis 19,90 Euro

Ein ganzes Leben kann an einem einzigen Tag völlig umgekrempelt werden, ein Weltbild aus den Fugen geraten. Diese Erfahrung muss auch Eileen Hannigan machen. Ihre Karriere als Agentin von Homeland Security endet abrupt, als ihr Partner getötet wird und Eileen sich auf der Liste amerikanischer Staatsfeinde an erster Stelle sieht. Sämtliche Bundesbehörden der Vereinigten Staaten eröffnen die Jagd auf sie. Ihr einziger Verbündeter scheint ein mysteriöser General zu sein, der behauptet, Eileen wäre vor Jahren Teilnehmerin an einem streng geheimen militärischen Experiment gewesen. Die Sache hat einen Haken: Eileen kann sich nicht daran erinnern.

Eine geheime Organisation. Undurchsichtige Geldgeber. Widersprüchliche Ziele. Ein Netz aus Intrigen und uralten Rätseln. Geheimnisse der Vergangenheit.

Eileen Hannigan steht nahezu allein auf weiter Flur, als sie versucht, mehr über die Drahtzieher der Organisation und ihrem Erzfeind, dem Syndikat Gaia's Dawn, herauszufinden. Eine Handvoll gefälschter Ausweise, eine unerschöpfliche Kreditkarte und die Assistentin des Generals, Gwendolyn Stylez, sind die einzigen Mittel mit denen sie sich gegen den Rest der Welt behaupten muss.

DIE CHRONIKEN VON GOR 8: DIE JÄGER



Autor: John Norman
Verlag: [Basilisk Verlag](#)
Umfang: 350 Seiten
ISBN: 9783935706551
Preis: 15,20 Euro

Cthulhu Libria

Bosk, Kapitän und Kaufmann, einst Tarl Cabot geheißen, gelangt zu Reichtum und Ruhm in Port Kar. Auf der Suche nach Talena gelangt er in die gefährlichen und unzugänglichen Wälder des Nordens, wo er den Panthermädchen in die Hände fällt. Die größte Gefahr droht ihm jedoch von einem – scheinbar unbekannten – Gegner.



CON-KALENDER 12/13

	Veranstaltung	Termin	Webpräsenz
<u>2012</u>			
Oktober	Buchmesse-Con	13.10.2012	http://www.buchmessecon.info
November	Muc-Con	17.11.2012 bis 18.11.2012	http://www.muc-con.de
<u>2013</u>			
April	Euro-Con	12.04.2013 bis 14.04.2013	http://www.eurocon.org



ANDROMEDA NACHRICHTEN 238



Autor: Redaktion SFCD e.V

Verlag: [SFCD e.V](http://sfcd.eu)

Umfang: 120 Seiten

ISSN: 09343318

Preis: 8,00 Euro

Cthulhu Libria

KIOSGEGFLÜSTER

Die neueste Ausgabe Andromeda Nachrichten ist draußen, gefüllt mit allerhand Berichten, Artikeln und Besprechungen rund um das Thema SF. Zu beziehen unter jaktusch@sfcd.eu.

Zum Inhalt:

Aktuell: Jürgen Lautner. Ja – wir können! Ein fiktiver Conbericht aus einer lichten Zukunft. – Presseinfo. DORT.con 2013 – Martin Stricker. Der Deutsche Science-Fiction-Preis 2012. Die Preisträger.

Szene: Karl E. Aulbach. Fantasy – Hermann Urbanek. LiteraTour – Thomas Harbach. Brian »Stubbs« Aldiss. Ein lebendiger britischer Autor – Jörg Krömer. Cinema – Daniel »Klapowski« Krinke. Der schwarze Locher. »Nineteen Eighty-Four (1984)« – Das Klassik-Review – Gerd Frey. eGames – Ralf Boldt, Robert Hector. Perry Rhodan – Birgit Fischer. Ein Abend in Rodgau – Robert Hector. Science – Klaus Marion. Zerrspiegel. Neues aus der Asimov-Kellerbar

Reißwolf: Michael Baumgartner. National. Rezensionen deutschsprachiger Fantastik – Michael Baumgartner. International. Rezensionen internationaler Fantastik – Armin Möhle. Magazine. Rezensionen – Armin Möhle. Fanzines. Rezensionen –

Storyfiles: Sven Klöpping. Der Schmutzengel

ARCANA 16



Autor: Anthologie (Hrsg. Robert N. Bloch und Gerhard G. Lindenstruth)
Verlag: [Lindenstruth Verlag](#)
Umfang: 72 Seiten
ISSN: 16107373
Preis: 4,00 Euro

Die neuste Ausgabe des Arcana-Magazins bietet wieder reichhaltigen Stoff für den geneigten Phantastik-Leser!

Zum Inhalt:

Geschichten

Das alte Haus am Vauxhall Walk - J.H. Riddell

Interviews

Malte S. Sembten im Gespräch mit Andreas Gruber

Artikel

Ein Reiseführer durch die deutschsprachige Verlags-Szene – Eric Hantsch

Rezensionen

Sar Dubnotal

Der Orchideengarten – Eine kommentierte Bibliographie

PHANTASTISCH! 47



Autor: Redaktion Phantastisch!

Verlag: [Atlantis Verlag](#)

Umfang: 68 Seiten

ISSN: 16168437

Preis: 5,30 Euro

Die aktuelle Ausgabe Phantastisch!, nun im neuen Verlagsheim, enthält wieder eine ganze Reihe interessanter Artikel, Rezensionen und eine Geschichte; diesmal von Martin Beckmann.

Zum Inhalt:

Interviews

Dirk van den Boom: Interview mit Kevin J. Anderson

Christian Endres: Interview mit Daniel Abraham

Bücher, Autoren & mehr

Christian Endres: phantastisch! im Dialog – Das Jahr, in dem die Welt untergegangen sein wird?

Christian Endres: Der kommentierte Hobbit

Horst Illmer: Zur Person: Benjamin Stein

Olaf Brill: Hoch ins All, tief ins Meer und hinab ins Innere der Erde

Heiko Langhans: Hanns Kneifel (11. Juli 1936 – 7. März 2012)

Björn Steckmeier: Die ewige Schlacht um Eternia

Günther Freunek: Zahnpasta oder Fensterkitt?

Horst Illmer: Cosmonauten im Sternenfeuer

Phantastische Nachrichten zusammengestellt von Horst Illmer

Rezensionen

Ryan North, Matthew Bennardo, David Malki (Hrsg.)

»Machine of Death«

David Petersen, Jeremy Bastian, Terry Moore u.a.

»Mouse Guard: Legende der Wächter 1«

Bryan Smith »Verkommen«

Charles Yu »Handbuch für Zeitreisende«
Brett McBean »Das Motel«
Douglas Preston & Lincoln Child »Revenge – Eiskalte
Täuschung«
Benjamin Stein »Replay«
Stephen King »Der Anschlag«
Tim Curran »Zerfl eischt«
Alessandro Sisti, Ezio Sisto, u. a. »LTB Premium 2: Der
neue Phantomias«

Comic & Film

Christian Endres: Moebius (1938 - 2012)
Olaf Brill & Michael Vogt: Ein seltsamer Tag – Teil 5
Markus K. Korb: Mit dem Bruder als Monster-Double

Story

Martin Beckmann: »Das Schattenherz«

DER MECHANISCHE MANN



Autor: Michael Mühlechner

Verlag: [Wunderwald Verlag](#)

Umfang: 50 Seiten

ISSN: 21909776

Preis: 3,50 Euro (Nur im Abo. der Reihe erhältlich)

Band 5 des Heft-Zyklus *Schattenzeit* ist nun erhältlich. Diese Mal von Michael Mühlechner, der seinen Helden Race und Boregarde in das nächste abgedrehte Abenteuer führt.

Inhalt:

Was geschah damals, als da Vinci die Weltmaschine erfand? Race, der Wechselbalg auf der Wanderung durch die Zeit, findet auch hier keine Ruhe, sondern wird wegen seiner unglaublichen Fähigkeiten von Scheik Fasat Shertasen, Atabeg des Sultans von Damaskus, an da Vinci verkauft. Mit der Auflage, diese Maschine zu bauen. Mit Hilfe des Plejamundums bringt er da Vinci in Kontakt mit dem Äther und leidet weiter Höllenqualen.

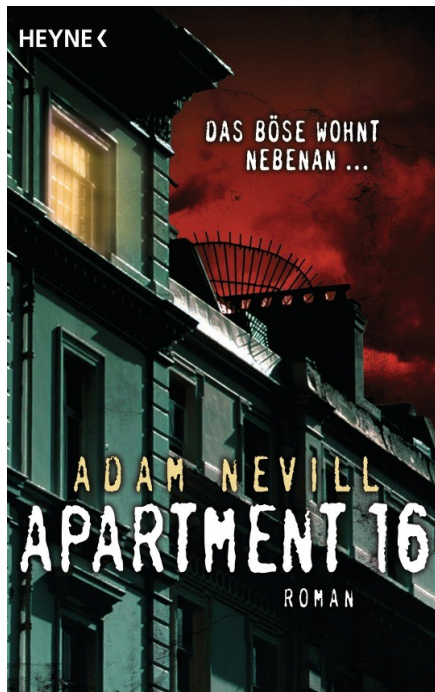
Races Erinnerungen sollen wiederum Boregarde helfen, Kardinal Framenti aus den Händen des Dämons Malik ta 'kull zu befreien. Dazu müssen sie ins Pentagon eindringen. Aber wie?

Noch ein Puzzleteil der geheimnisvollen Geschichte um den besessenen Dämonenjäger und den gepeinigten Held aus einer anderen Welt!



REZICENTER

GRUSELROMAN MIT SPEED Eine Buchbesprechung von Florian Hilleberg



Titel: Apartment 16
Autor: Adam Nevill
Verlag: [Heyne Verlag](#)
Umfang: 496 Seiten
ISBN: 9783453528765
Preis: 14,99 Euro

Die junge Amerikanerin Apryl reist nach London, um dort den Nachlass ihrer kürzlich verstorbenen Großtante Lilian zu ordnen. Diese wohnte in einem luxuriösen Apartment des Barrington House, einem Mietshaus für gut betuchte Bürger. Schon bald ist Apryl fasziniert von dem prunkvollen, aber einsamen Leben, das Lilian nach dem frühen Tod ihres Mannes Reginald führte. Doch offenbar litt Lilian an einer schweren Schizophrenie, denn ihre Tagebücher berichten auf beängstigende Art und Weise von einer Macht, die verhindert, dass sie sich allzu weit vom Barrington House entfernt. Schließlich stolpert Apryl bei ihren Nachforschungen auf den Namen eines Malers namens Felix Hessen, dessen Bilder bizarre Kreaturen zeigen, die direkt aus der Hölle zu stammen scheinen. Tatsächlich hat Hessen wohl an Beschwörungen und Riten teilgenommen, die er von Aleister Crowley persönlich erlernt hat. Apryl verliert sich mehr und mehr in den obskuren Wahnvorstellungen ihrer Großtante. Oder war Lilian am Ende doch nicht verrückt? Was ist damals im Apartment 16 geschehen, das heute niemand mehr betreten darf? Und warum verhält sich der Nachtportier Seth so merkwürdig? Als Apryl die Wahrheit herausfindet ist es bereits zu spät ...

Meinung:

Mit diesem Roman schrieb Adam Nevill, der neue Star der britischen Horror-Literatur-Szene, einen klassischen Okkult-Thriller an dem Roman Polanski seine helle Freude haben würde. Die beklemmende Atmosphäre des Barrington House erinnert frappant an „Rosemarys Baby“ oder auch „Der Mieter“. Im Gegensatz zu den Schriftstellern der neuen, härteren Gangart wie beispielsweise Brett McBean, Bryan Smith, Edward Lee oder Brian Keene setzt Nevill die Horror-Elemente seiner Geisterhausgeschichte sehr viel subtiler ein. Der Roman beginnt sehr langsam und seicht. Vom Prolog einmal abgesehen, ist Nevill zunächst bemüht eine Atmosphäre der Normalität zu schaffen, in die sich das (übernatürliche) Grauen langsam und unmerklich einen Weg bahnt. Dürre Gestalten, die sich im Spiegel zeigen und bizarre Visionen, die den Nachtportier Seth plagen, sowie die barsche, beinahe hasserfüllte Ablehnung einiger Hausbewohner sorgen im Verlauf der Handlung für die entsprechende Gänsehaut. Allerdings dauert es tatsächlich einige Zeit bis die Geschichte in Fahrt kommt und nach dem wirklich gelungenen, fast schon surrealen Ende, hat man schnell den Eindruck, dass die Geschichte mit 100 Seiten weniger sehr viel spannender und stringenter hätte erzählt werden können. Auch die sehr überstürzte und haarsträubende Lovestory in der Mitte des Buches wirkt sehr konstruiert, beinahe so, als ob Nevill von Seiten seines Verlags den Hinweis bekommen hat, dass zumindest ein wenig Romantik heutzutage auch in Horrormenromanen vorkommen müsste. So authentisch und lebendig Apryl

auch sonst wirken mag, dieses überstürzte Techtelmechtel fällt gänzlich aus dem Rahmen. Zum Glück bleibt die Romanze lediglich schmückendes Beiwerk und im letzten Drittel entwickelt die Geschichte ein enormes Tempo und eine bedrückende Gruselatmosphäre. Wie schon erwähnt, die ideale Vorlage für einen okkulten Horror-Thriller à la Roman Polanski.

Aufmachung:

Schrifttyp und Aufmachung des Buches erinnern an Nevills Erstling „Im tiefen Wald“. Eine ausführlichere Beschreibung des Inhaltes findet sich auch bei diesem Buch nicht auf dem hinteren Buchdeckel in Form eines Klappentextes, sondern auf der vorderen Klappenbroschur. Das Buch liegt trotz seiner Größe gut in der Hand, besitzt eine feste und stabile Papierqualität, sowie einen angenehmen Satzspiegel.

Fazit:

Stimmungsvoller Geisterhausgrusel mit schleppendem Anfang und beklemmendem Finale. Trotz einer unpassenden Romanze im Mittelteil entwickelt die Geschichte nach anfänglichen Schwierigkeiten später eine wirklich schaurige Gruselatmosphäre.

Auch zu finden unter LITERRA.INFO

GÖTTLICHES UNHEIL
Eine Buchbesprechung von Eric Hantsch



Titel: Die Siedlung
Autor: C. J. Knittel
Verlag: [P.Machinery](#)
Umfang: 73 Seiten
ISBN: 9783942533119
Preis: 4,90 Euro

Zum Inhalt:

Der namenlose Protagonist – ein Priester – begibt sich in eine Wüstensiedlung, wo von recht fragwürdigen Individuen Gold gefördert wird. Er ist in diese trostlose Gegend gekommen, um seine Schwester zu finden, da der Kontakt zur Siedlung plötzlich abgebrochen war.

Was ihm bei seinem Eintreffen erwartet, spottet jeder Beschreibung: Die Menschen haben sich auf die Dächer ihrer Häuser geflüchtet und dort ihre Wohnstätten aufgeschlagen.

Warum, erfährt der Protagonist in der Nacht. Finstere Kreaturen suchen die Menschen heim und entführen jeden, den sie in Klauen bekommen. Doch weshalb werden sie belagert? Auf der Suche nach der Lösung kommt dem Priester ein schlimmer Verdacht und stürzt in gleichzeitig in große Gefahr.

Drüber geschaut:

Autor Carsten Knittel hat vor allem für die kurze Prosa etwas übrig. Das zeigen auch seine Beiträge in den Anthologien *Story Center 2009 – Boa Esperanca*, *Story Center – Inzucht und die denkbare Gesellschaft* (beide im Verlag P.Machinery) und nicht zuletzt dieser nun vorliegenden Novelle *Die Siedlung*.

In ihr wird eine abgelegene Gesellschaft geschildert, welche von finsternen Kreaturen belagert wird. Bereits zu Beginn bemerkt der Leser eine gewisse Unbestimmbarkeit. Der Protagonist trägt keinen Namen, man weiß von ihm nur,

dass er seine Schwester sucht. Erst später wird erfahrbar, dass es sich um einen Priester handelt. Auch ob sich die ominöse Wüstensiedlung nun auf der Erde oder einen fernen Planeten befindet, bleibt bis zum Ende ungelöst.

Dieses vage Handlungsumfeld ist dazu angetan, eine bedrückende Grundstimmung zu erzeugen, was wohl auch beabsichtigt sein dürfte. Im weiteren Verlauf behält der Autor dies auch bei; die auftretenden Personen werden nicht näher charakterisiert und auch die Natur der Kreaturen bleibt verborgen.

Aus stilistischer Hinsicht bedient sich Carsten Knittel einem gewissen Minimalismus; die Sätze sind nicht zu lang und immer auf den Punkt gebracht.

Nach Beendigung der Lektüre fühlt man sich ein wenig an das biblische Schicksal der Städte Sodom und Gomorra erinnert; die Intention der Erzählung lässt sich dann auch ohne viel Mühe eruieren

Einzig etwas störend wirkt sich beim Genuss des Buchs der zu sehr durchkonstruierte Plot aus. Es wirkt einfach alles zu glatt und rund; keine Überraschungen oder unvorhersehbaren Wendungen, die *Die Siedlung* veredeln

Fazit:

Eine kurzweilige Novelle mit Potenzial zu mehr.

FÜR DEN SHATNERNERD
Eine Buchbesprechung von Florian Hilleberg



Titel: Shatnerquake
Autor: Jeff Burke
Verlag: [Voodoo Press](#)
Umfang: 85 Seiten
ISBN: 9783902802132
Preis: 9,95 Euro

Endlich erhält William Shatner, verdienter Held unzähliger TV-Serien und Filme, eine eigene Convention, die Shatnercon mit ihm persönlich als Ehrengast. Doch die Campbellianer, eine Gruppe fanatischer Anhänger des Schauspielers Bruce Campbell, planen ein Attentat auf Shatner. Sie wollen den Schauspieler, Autor und miserablen Sänger aus der Erinnerung der Welt löschen. Der Anschlag läuft schief und plötzlich werden sämtliche Charaktere, die Shatner während seiner Karriere spielte lebendig. Captain James T. Kirk, T.J. Hooker, Denny Crane und viele weitere Shatners erscheinen und trachten dem echten William Shatner nach dem Leben. Die Convention wird zum Schlachthaus, als die Identitäten des Schauspielers Amok laufen. Um sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, muss William Shatner buchstäblich über sich selbst hinauswachsen ...

Meinung:

Kaum ein Schauspieler, der trotz seines fragwürdigen Talents und dank seiner Rolle als Raumschiffkapitän James T. Kirk, eine größere Popularität erlangt hat. Sogar Romane hat Shatner geschrieben und betätigt sich gar als Sänger, obwohl man über dieses Kapitel besser den Mantel des Schweigens ausbreiten sollte. Jeff Burk hat William Shatner mit dieser trashig bunten Hommage ein echtes Denkmal für die Ewigkeit gesetzt. Augenzwinkernd und mit sehr viel schwarzem Humor lässt er die Alter Egos von Shatner Jagd auf den Schauspieler machen, der sich nicht nur mit einem

durchgeknallten Kirk, einem übereifrigen T.J. Hooker und anderen Shatner-Identitäten herumschlagen muss, sondern auch mit den fiesen Campbellianern. Eine schräge Idee jagt die nächste und das Lesen dieser kleinen aber feinen Novelle ist für Shanter-Fans ein echtes Erlebnis. Selbst die armen Rothemden bekommen ihr Fett weg und müssen einmal mehr als Kanonenfutter herhalten. Dabei geht es bisweilen sogar sehr blutig zu, so dass die Geschichte erst für Leser ab 18 Jahren empfehlenswert ist. Leser die nicht viel mit William Shatner am Hut haben, dürften jedoch ihre Schwierigkeiten mit den vielen Anspielungen auf den Schauspieler und seine Rollen haben, aber andererseits müsste man sich dann fragen, weshalb jemand ein Buch mit dem Titel „Shatnerquake“ lesen sollte, wenn er von William Shatner nichts wissen will. Der Stil ist flüssig und unterhaltend, obwohl die Lautmalerei von Shatners stockender Aussprache das Lesen bisweilen etwas anstrengend gestaltet. Langweilig wird es an keiner einzigen Stelle, was aber angesichts der geringen Anzahl von gerade mal 70 Seiten auch nicht unbedingt ein Kunststück ist. Die

Leser der deutschen Ausgabe des Voodoo-Press-Verlags kommen außerdem in den Genuss eines umfangreichen und nicht immer ernst gemeinten Nachwortes des Übersetzers Torsten Scheib. Allerdings ist ein Preis von knapp zehn Euro mehr als happig für so ein schmales Büchlein, vor allem angesichts der Tatsache, dass die Story allein auch als längere Kurzgeschichte durchgehen würde.

Aufmachung:

Für das hochwertige Taschenbuch hat Christian Krank ein treffendes Titelbild geschaffen, das Capitian Kirk mit einem Lichtschwert bewaffnet auf der Suche nach William Shatner zeigt.

Fazit:

Bizarre Satire mit viel schwarzem Humor. Ein Muss für alle Fans von William Shatner.

Auch zu finden unter [LITERRA.INFO](#)

MIT HUMOR DURCHS UNIVERSUM
Eine Buchbesprechung von Benjamin Kentsch



Titel: Walfred Goreng
Autor: Anthologie (Hrsg. Armin Rößler und Dieter Schmitt)
Verlag: [Wurdack Verlag](#)
Umfang: 185 Seiten
ISBN: 3938065044
Preis: 9,95 €

Ein kurzer Einblick:

Die Zukunft ist voller Fragen:

Wovor fürchtet sich der Programmierer Chris? Ist Njomwegs Krankheit, die nur Kinder befällt, wirklich unheilbar? Und was hat Ökonomie mit Raumfahrt zu tun?

Interkulturelle Probleme gibt es auch morgen:

Ein Computerfehler löst diplomatische Verwirrungen aus, ein Fluch hingegen schafft Frieden; und die Lärmempfindlichkeit wandelnder Kakteen führt zum Zusammenbruch des interplanetaren Handels.

... und mysteriöse Verbrechen ebenfalls:

Einem Starpianisten werden die Hände gestohlen, die Blautigerkatze Walfred ist unauffindbar, Polizisten aus Vergangenheit und Zukunft jagen einen Verbrecher und irgendjemand stiehlt Blut.

Bewertung:

24 SF-Kurzgeschichten von 26 Autoren tummeln sich in dem im Jahr 2005 mit dem Deutschen Science Fiction Preis nominierten Werk »Walfred Goreng«. Die Überzahl der Autoren war 2004 noch den Hobbyschriftstellern zuzurechnen, doch viele Namen etablierten sich bis heute in der Phantastik-Szene. Durch ein fehlendes Thema standen den Sprachkünstlern eine unbegrenzte thematische Vielfalt und kreative Ergüsse zur Verfügung. Schriftstellerisch ist die Qualität der Geschichten auf einem gut-soliden bis

hohen Niveau. Literarische Flops bleiben daher aus und lediglich Vorhersagbarkeiten, ordentliche, aber belanglose oder schlicht und ergreifend leicht unfertig wirkende Geschichten machen dem Lesespaß zu schaffen. Aber auch dies in nur geringem Maße.

Unmöglich bis schwer ist es auf diese Anthologie einzugehen, wenn ich es nicht bei oberflächlichen Trivialitäten belassen möchte. Über jede der 24 Storys ein Wort zu verlieren würde den Rahmen sprengen, sodass ich sehr subjektiv eine hoffentlich repräsentative Auswahl an Geschichten getroffen habe. Ausdrücklich weise ich daher daraufhin, dass folgender Querschnitt nur verdeutlicht, auf was sich der Leser einlässt.

Markus Kastenholz' »Walfred Goreng«, die titelgebende Story, ist die klassische Eröffnungsstory. Kein Highlight, kein leservergraulendes Unding - eine grundsolide Idee mit einem ebenso einfach gehaltenen Stil, der Vorfreude auf kommende Kreativideen weckt. Exotisch, aber vorhersehbar ist »Walfred Goreng« schnell vergessen. Jennett vermisst ihre timoresische Blautigerkatze. Als sie mit Ben im Planet China, die als einziges Restaurant echtes Fleisch verwenden, essen geht, kommt Jennett ein Verdacht. Nein, in ihrem süß-sauren Sushi-Burger ist nicht Walfred verarbeitet. Ganz so absehbar gestaltet Markus Kastenholz die Pointe dann doch nicht.

Melanie Metzenthins »Vom Fluch des Fortschritts« ist eine zweiseitige Kürzeststory mit Witz und Charme. Sie ist zu kurz, um in ihr abzutauchen, und zu lang, um als witzige Anekdote am Rand stehen zu bleiben. Kevin-Armin Homeleuchter ist des Fluchs des Fortschritts überdrüssig und ruft in einer Wahlkampagne zu den Werten der

Vergangenheit auf.

Stefan Wogawas »Ein Alien kommt selten allein« ist eine lupenreine Pulp-Story, deren Art nicht jedermanns Geschmack treffen wird. Der übertrieben dämliche und plumpe Stil und damit auch die Ideen mögen zwar ganz amüsant sein, finden mein Wohlgefallen jedoch nicht. Leonard Smyth wird aus Mangel an Botschaftern kurzerhand zu einem berufen und auf dem Planeten Porridus eingesetzt. Tollpatschig und kaum für den Job geeignet, tritt Leonard prompt in jedes Fettnäpfchen, das er entdecken kann. Schräg, skurril, aber Geschmackssache.

Uwe Hermanns »Das Geheimnis der unentschlossenen Treppe« ist eine der exzellenten Storys, die sich das Prädikat *Lesen ist Pflicht!* mühelos verdient hat. Zeitreisen ist wahrlich keine neuartige Idee mehr, muss es aber auch nicht sein, wenn man das Thema einfallsreich einsetzt. Die Kombination aus Zeitreise und Jack the Ripper funktioniert einwandfrei. Die zunächst unentschlossene Treppe, die in eine Art Labor führt (oder auch nicht), mutet anfangs eher wie ein mysteriöses Objekt an, bevor die Geschichte zur Science-Fiction wechselt. Der Protagonist, ein Streifenpolizist, entdeckt bei einer Routineuntersuchung die Treppe und will ihr Geheimnis ergründen. Unterdessen ist der Polizeiapparat aber mit der Fahndung nach Jack the Ripper beschäftigt. Auf faszinierende Weise fügen sich beide Teile zusammen. Wie? Nein, das verrate ich nicht.

Edgar Güttges »Dezibel« ist eine wahrhaft prachtvolle Parabel auf den Behördenwahnsinn. Unsinnig oder sinnig steht nicht zur Debatte, Paragraphen sind da, um strengstens ausgeführt zu werden. Da gibt es kein Wenn und Aber. Die

Lärmschutzbestimmungen des Raumhafens Dezibel machen den Anflug des Postschiffs zunichte. Ein Landeanflug wäre ja noch möglich, aber der Start der Triebwerke beim Abflug würde gegen die geltenden Verfügungen verstoßen. Folgend entspinnt sich eine obskure Handlung, die einen zwanghaft Schmunzeln lässt, ob der irrwitzigen Bestimmungen. Infolgedessen fügt sich die Pointe mustergültig in die Story ein.

Markus Kastenholz: Walfred Goreng
Thorsten Küper: Njomwegs Krankheit
Heidrun Jänchen: Omega
Dieter Schmitt: Arbeitstag
Helmuth W. Mommers; Ernst Vlcek; Uschi Zietsch: All inclusive
Peter Hohmann: Tag des Glücks
V. Groß: Maschinelle Gelassenheit
Melanie Metzenthin: Vom Fluch des Fortschritts
Lutz Hermann: Corona
Thomas Kohlschmitt: Mein Schicksal in deinen Händen
Petra Vennekohl: Vascul
Andreas Flögel: Der Besuch
Frank Hoesel: Erstkontakt
Klaus Eylmann: Mamma
Barbara Schinko: Dies ist eine Warnung
Stefan Wogawa: Ein Alien kommt selten allein
Dietmar Preuß: Der Kampf gegen die Baumfresser

Andrea Tillmanns: Träume
Uwe Hermann: Das Geheimnis der unentschlossenen Treppe
Birgit Erwin: Himmelfahrtskommando
Robert Kerber: Bibliothekar
Edgar Güttge: Dezibel

Veronika Fischer: Nachmittagsprogramm
Roland Triankowski: Ausgang

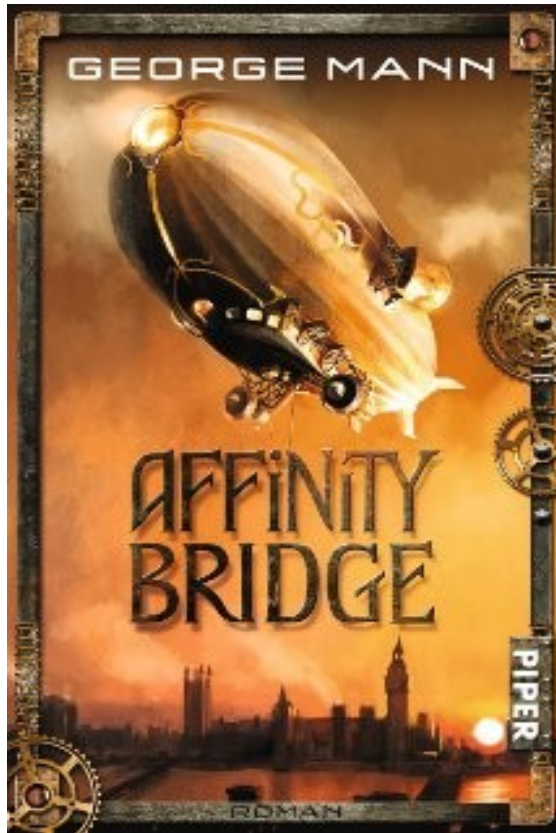
Fazit:

»Walfred Goreng« hat sich die Nominierung zum Deutschen Science Fiction Preis 2005 verdient. 26 Autoren zeigen ihr Können - nicht immer perfekt, aber immer unterhaltend. Niemals wird mit der Moralkeule geschüttelt, auch wenn es das ein oder andere Mal möglich gewesen wäre. Stattdessen bedienen sich die Autoren lieber des Humors und der Aberwitzigkeit, um menschliche Unsinnigkeiten vorzuführen. »Walfred Goreng« ist ein würdiger zweiter Band in der Science-Fiction-Reihe des Wurdack Verlages.

4 von 5 Punkten

Auch zu finden unter LEGIMUS.DE

VIKTORIANISCHE SF
Eine Buchbesprechung von Alisha Bionda



Titel: Affnity Brigde
Autor: Georg Mann
Verlag: [Piper Verlag](#)
Umfang: 448 Seiten
ISBN: 9783492702386
Preis: 16,99 Euro

Der Prolog beschreibt eine Szene in Indien 1901. Soldat Coulthard wird mit seinen Männern von einem zombieartigen Menschwesen angegriffen und nur Coulthard entkommt – von dem Wesen verwundet und infiziert?

Die Haupthandlung geht in London 1901 weiter. Sir Maurice Newbury und sein Freund Sir Charles Bainbridge, Chief Inspector bei Scotland Yard, sprechen nach einer Seance über den neusten Fall: den des „glühenden Polizisten“. Newbury, seit vier Jahren Agent der Königin, hat eine Stellung im British Museum und hilft auch Scotland Yard gelegentlich oder stellt eigene Ermittlungen an. Nun will er seinem Freund Bainbridge auch bei dem aktuellen Fall helfen: einer Mordserie mit bizzaren Strangulierungen. Der Mörder – der „glühende Polizist“ – ist eventuell von übernatürlicher Herkunft. Vor zwölf Jahren hat es schon mal einen solchen gegeben. Einen Polizisten, der nach seiner Ermordung die Täter meuchelte und dann verschwand. Der aktuelle Fall gleicht dem damaligen – doch wo ist die Verbindung zwischen den beiden Fällen?

Newbury zur Seite steht seit kurzer Zeit seine hübsche, muntere und höchst toughe Assistentin Veronica Hobbes. Neben dem „glühenden Polizisten“-Fall beschäftigt sie noch etwas anderes. Die Seuche, die aus Indien eingeschleppt wurde und Menschen zu Wiedergängern – zu Zombies – macht.

Doch dann erreicht Newbury eine Nachricht der Königin. Ein Luftschiff ist unter mysteriösen Umständen abgestürzt

und alle Passagiere sind verbrannt. Veronica und er besichtigen die Absturzstelle, das ausgebrannte Wrack und auch die Toten – und stellen fest, dass Letztere an den Füßen gefesselt waren. Weiteres Mysterium ist die Tatsache, dass die Leiche des Piloten fehlt. Newbury stellt dem Anwalt und Sprecher der Gesellschaft des Flugschiffes einige unangenehme Fragen und erfährt unter anderem, dass ein Automat, eine Art Maschinenmensch, das Luftschiff gelenkt hat. Doch wo ist dieser abgeblieben?

Newbury gelangt sehr schnell zur der Vermutung, dass das Luftfahrtunternehmen „Chapman & Villiers“ etwas zu verbergen hat. Er und Veronica suchen dieses auf, um u.a. den Erfinder der „Automaten“, Pierre Villiers, ein im Exil lebender Franzose (weil er vor gut zehn Jahren in Paris sonderbare Experimente mit Obdachlosen durchgeführt hat) zu befragen. Mr Chapman, betont smart, zeigt ihnen stolz das Werksgelände der Flugschiffabrik und bringt sie schlussendlich zu seinem Partner Villiers. Der führt Newbury und Veronica eine seiner „Einheiten“ (Maschinenmenschen) vor. Newbury und seine Assistentin haben beide das Gefühl, dass Chapman etwas verheimlicht, etwas zu verbergen hat.

Im Buckingham-Palast hat Newbury Tage später eine Audienz bei Ihrer Majestät um sie über den Stand der Ermittlungen im Fall des abgestürzten Luftschiffes zu informieren und erfährt, dass unter den Passagieren ein Angehöriger des holländischen Königshauses war. Der Fall wird immer mysteriöser.

Weitere interessante Person in dem Roman ist Amelia, Veronicas 19-jährige Schwester, die in einer Klinik ist, da sie als verrückt gilt, da sie unter krampfartigen Anfällen leidet.

Doch Veronica weiß, dass ihre Schwester diese Anfälle dann hat, wenn sie eine „Vision“ hat. Als sie Zeugin eines solchen Anfalls wird, geht ihr ein Satz ihrer hellseherischen Schwester nicht mehr aus dem Sinn: „Es ist alles in ihren Köpfen, verstehst du das nicht?“, kann diesen aber nicht zuordnen. Noch nicht.

Als Veronica Newbury nach dem Besuch bei ihrer Schwester aufsucht, findet sie ihn in seinem Arbeitszimmer bäuchlings auf dem Boden liegend – mitten in einem großen Pentagramm, das er auf den Boden gezeichnet hat und unter der Wirkung von Laudanum. Als sie sein Arbeitszimmer inspiziert wird ihr gewahr, dass sich Newbury auf okkulte und übersinnliche Phänomene spezialisiert hat.

Kurze Zeit später wollen sich Newbury und Veronica mit einem Informanten treffen, doch dieser versetzt sie. Wie sich später herausstellt wurde er ermordet. In der Galerie des Ermordeten erfahren sie, dass dieser einige Wochen zuvor einen „automatischen Diener“ erworben hatte, der schon bald den Anweisungen nicht mehr gefolgt ist und einen Mitarbeiter angegriffen hatte. Der Ermordete hatte sich daraufhin bei dem Hersteller beschwert: Chapman und Villiers.

Dann wird Newbury auch noch zu allem Überfluss von den zombihaften Wesen, die London unsicher machen, angegriffen und gebissen. Gottlob ist er gegen die Seuche, die sie übertagen, immun, doch er wird so schwer verletzt, dass Bainbridge und Veronica ihn zu dem „Knochenflicker“

bringen müssen, der auch die Queen einst zu ihrem „künstlich erhaltenen“ Leben verhalf. Damit nicht genug, am nächsten Tag wird Newbury im Museum von zwei der Maschinenmenschen aufgesucht und angegriffen – als er sie überwältigt, macht er in ihren Köpfen eine grausige Entdeckung ... und die „Affinitätsbrücke“ – der Titel des Buches – erhält einen besonderen Stellenwert. Und auch Amelias Aussage.

Nun stellen sie einige Frage, die das Ermittler-Duo klären muss:

Was hat es mit der angeblichen Seuche aus Indien auf sich?
Was hat es mit dem „glühenden Polizisten“ auf sich?
Was bedeutet das blaue Pulver an den Hälsen der Toten?
Wo ist der mechanische Pilot aus dem abgestürzten Luftschiff geblieben?
Was haben Chapman und Villiers zu verbergen?

George Mann schuf mit Newbury & Hobbes ein Ermittler-Paar, das den Leser sofort auf seine Seite zieht. Was wohl auch daran liegt, dass man sofort an ein anderes berühmtes Detektiv-Duo denken muss. Denn Newbury ist dem Drogengebrauch durchaus zugetan, er betäubt sich schon mal mittels Laudanum. Um schlafen zu können aber auch um bei seinen Fällen gedanklich noch mehr in die Tiefe zu gehen,. Nicht nur das erinnert an den guten alten „Sherlock

Holmes“. Auch das Gespann „Newbury & Hobbes“ hat eine gewisse atmosphärische Parallele zu Holmes und Dr. Watson, auch wenn Veronica Hobbes wenig mit Watson gemein hat – dennoch fühlt man sich diesem neuen Ermittlergespann sofort in ähnlicher Weise verbunden. Hinzu kommt die schnörkellose und spannende Erzählweise des Autors, der „Affinity Bridge“ zu einem Pageturner macht, den man nicht aus der Hand legen mag. George Mann schreibt flüssig und ohne jegliche Längen und man merkt ihm an, dass Drehbuchautor ist. „Affinity Bridge“ ist ein aktionsgeladener, wundervoll ideenreicher Steampunk-Crossover-Roman mit einem herrlich „lebendigen“ Ermittlerpaar, das Lust auf mehr weckt.

Auch die Aufmachung weiß zu überzeugen: Schöne – innen bedruckte – Klappenbroschur, Druck, Satz und Papier ist alles bestens. Es stimmt einfach alles!

Fazit:

Wundervoll ideenreicher Steampunk-Crossover-Roman mit einem herrlich „lebendigen“ Ermittlerpaar, das Lust auf mehr weckt.

Auch zu finden unter [LITERRA.INFO](#)



VORSCHAU 12/13

ATLANTIS VERLAG

Allgemeine Reihe: Trinity - Kevin J. Anderson, ca. 290 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Kalte Spur - Martin Kay, ca. 408 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Liaden – Showdown für Clan Corval - Sharon Lee & Steve Miller, 220 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Der Janus-Spalt - Harald Jacobsen, ca. 240, ca. Mitte August 2012

Allgemeine Reihe: Der schwarze Atem Gottes - Michael Siefener, 370 Seiten, ca. Mitte August 2012

Allgemeine Reihe: Tentakelwacht - Dirk van den Boom, ca. 240 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Shock - Markus K. Korb, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

Allgemeine Reihe: Kaiserkrieger 5: Die Flucht - Dirk van den Boom, ca. 240 Seiten, Winter 2012

Allgemeine Reihe: Der Ruulkonflikt 4: Verschwörung auf Serena - Stefan Burban, ca. 280 Seiten, Winter 2012

Allgemeine Reihe: Jack's Magic Beans - Brian Keene, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Sherlock Holmes und der Herr des Dschungels - Philip José Farmer, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Die Stadt ohne Wiederkehr - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Flucht ins Weltall - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Kaiserkrieger 6: Der Kaiser - Dirk van den Boom, ca. 280 Seiten, Sommer 2013

Allgemeine Reihe: Der Ruulkonflikt 5: Bedrohlicher Pakt - Stefan Burban, ca. 280 Seiten, Sommer 2013

Edition Atlantis: Trinity - Kevin J. Anderson, ca. 290 Seiten, 2012

Edition Atlantis: Kalte Spur - Martin Kay, ca. 408 Seiten, 2012

Edition Atlantis: Der Janus-Spalt - Harald Jacobsen, ca. 240 Seiten, ca. Mitte August 2012

Edition Atlantis: Der schwarze Atem Gottes - Michael Siefener, 370 Seiten, ca. Mitte August Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Tentakelwacht - Dirk van den Boom, ca. 240 Seiten, Sommer 2012

Edition Atlantis: Gallanghers Tochter - Achim Hilltrop, ca. 240 Seiten, Herbst 2012

Edition Atlantis: Shock - Markus K. Korb, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

Edition Atlantis: Kaiserkrieger 5: Die Flucht - Dirk van den Boom, ca. 240 Seiten, Winter 2012

Edition Atlantis: Der Ruulkonflikt 4: Verschwörung auf Serena - Stefan Burban, ca. 280 Seiten, Winter 2012

Edition Atlantis: Jack's Magic Beans - Brian Keene, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Sherlock Holmes und der Herr des Dschungels - Philip José Farmer, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Die Stadt ohne Wiederkehr - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Flucht ins Weltall - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Kaiserkrieger 6: Der Kaiser - Dirk van den Boom, ca. 280 Seiten, Sommer 2013

Edition Atlantis: Der Ruulkonflikt 5: Bedrohlicher Pakt - Stefan Burban, ca. 280 Seiten, Sommer 2013

BASILISK VERLAG

Der Primus - Patrick J. Grieser, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

BEGEDIA VERLAG

Hellas Planitia - Lucas Edel, ca. 200 Seiten, Sommer 2012
2012 - T minus Null - Anthologie (Hrsg. Uwe Post),
Seitenanzahl noch unbekannt, August 2012

BLITZ VERLAG

**Paperback Die neuen Fälle des Meisterdetektivs
Sherlock Holmes Band 3: Sherlock Holmes und die
Geheimnisvolle Wand - Ronald M. Hahn, 192 Seiten,
November 2012**

**Paperback Die neuen Fälle des Meisterdetektivs
Sherlock Holmes Band 4: Sherlock Holmes und der
Werwolf - Klaus-Peter Walter, 320 Seiten, November
2012**

Paperback Thriller Band 7: Die Stimme einer Toten - Olaf
Kemmler, 384 Seiten, August 2012

Paperback Thriller Band 10: Der Erlöser von Chicago -
Wayne Allan Salle, 352 Seiten, August 2012

DIAPHANES VERLAG

Lost - Dietmar Dath, 112 Seiten, 15. September 2012

DUMONT BUCHVERLAG

Niceville: Die Rückkehr - Carsten Stroud, Seitenanzahl
noch unbekannt, ca. Februar 2013

Niceville: Der Aufbruch - Casten Stroud, Seitenanzahl noch unbekannt, ca. Februar 2014

EDITION NACHTGÄNGE

Die Tragödie des Atheisten - Cyril Tourneur, ca. 100 bis 110 Seiten, September 2012

Gelegenheiten - Bettina Klix, Seitenanzahl noch unbekannt, Frühjahr 2013

EDITION PHANTASIA

K.u.K.: Totenlachen im Schlaf - Eugen Egner, 134 Seiten, Juli 2012

K.u.K.: Die Geheimnisse von Winterhurn - Joyce Carol Oates, ca. 800 Seiten, Oktober 2012

Phantasia Paperback Horror 3011: Schatten des Baumes - Piers Anthony, ca. 400 Seiten, Juli 2012

Phantasia Paperback Pulp Fiction 5002: Belsazars - Robert E. Howard, ca. 170 Seiten, Juli 2012

Sammlerausgabe: Nachbrenner - Myra Çakan, ca. 270 Seiten, **August 2012**

Sammlerausgabe: Sweeney Todd – Der dämonische Barbier der Fleet Street - James Malcom Rymer, ca. 450 Seiten, **August 2012**

Sammlerausgabe: 16 Bohnen - Harry Stephen Keeler, ca. 320 Seiten, **September 2012**

ELOY EDICTIONS

Zwielicht 3 - Anthologie (Hrsg. Michael Schmidt), Seitenanzahl noch unbekannt, Mitte 2012

FABYLON VERLAG

Ars Litterae Band 8: Snakewomen und andere phantastische Geschichten - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, August 2012

Ars Litterae Band 9: Das Familienritual - Barbara Büchner, 200 Seiten, September 2012

Ars Literae Band 10: Die Knochenkirche - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, März 2013

Ars Literae 11: Erben der Luna - Alisha Bionda, Tanya Carpenter & Guido Krain, 200 Seiten, September 2013

Ars Literae Band 12: Meerkatzen - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, September 2013

Meisterdetektive 2: Sherlock Holmes taucht ab - Tobias Bachmann und Sören Prescher, 200 Seiten, September 2012

Meisterdetektive 3: Sherlock Holmes und die Tochter des Henkers - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, November 2012

Meisterdetektive 4: Sherlock Holmes und das verschwundene Dorf - Barbara Büchner, 200 Seiten, Mai 2013

Steampunk 2: Steampunk-Erotics - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda, 200 Seiten, **Ende Juli/Anfang August 2012**

Steampunk 3: Argentum Noctis - Guido Krain, 200 Seiten, Dezember 2012

Steampunk 4: Die Prophezeiungen von London - Sören Prescher, 200 Seiten, Juni 2013

Steampunk 5: Die Secret Intelligence ihrer Majestät - Thomas Neumeier, 200 Seiten, Dezember 2013

FEDER & SCHWERT VERLAG

Die zerbrochene Puppe - Judith & Christian Vogt, ca. 400 Seiten, 28. September 2012

Das Haus des Hirsches - Kage Baker, ca. 384 Seiten, 28. September 2012

FESTA VERLAG

Crime 1: Der Kopfhäger - Michael Slade, ca. 544 Seiten, Ende Oktober 2012

Crime 2: Eiskalt erwischt - Dan Simmons, ca. 336 Seiten, **Oktober 2012**

Crime 3: Der Ghoul - Michael Slade, ca. 544 Seiten, **November 2012**

HJ-1: Die Gruft - F. Paul Wilson, 464 Seiten, Ende September 2012

HJ-10: Der Erbe - F. Paul Wilson, 480 Seiten, **Ende Oktober 2012**

HJ-11: Das Blutband - F. Paul Wilson, ca. 480 Seiten, 2. Quartal 2013

Horror TB 1543: Die Sünder - Brett McBean, 400 Seiten, **13. August 2012**

Horror TB 1544: Bighead - Edward Lee, 352 Seiten, **13. August 2012**

Horror TB 1545: Verseucht - Tim Curran, 380 Seiten, **13. August 2012**

Horror TB 1546: Das Atmen der Bestie - Graham Masterton, ca. 256 Seiten, **Ende Oktober 2012**

Horror TB 1547: Creekers - Edward Lee, ca. 352 Seiten, Oktober 2012

Horror TB 1548: Irre Seelen - Graham Masterton, ca. 400 Seiten, Dezember 2012

Horror TB 1549: Flesh Gothic - Edward Lee, ca. 448 Seiten, Dezember 2012

Horror TB 1551: Haus des Blutes - Bryan Smith, ca. 400 Seiten, 2. Quartal 2013

Horror TB 1553: Ligeia - John Everson, ca. 380 Seiten, 2. Quartal 2013

Horror TB 1554: Herrin des Blutes - Bryan Smith, ca. 400 Seiten, 3. Quartal 2012

Necroscope HC Band 12: Entweiht - Brian Lumley, ca. 700 Seiten, ca. Dezember 2012

GOLKONDA VERLAG

Paperback Reihe: Nimmèryä 1: Geschichten aus Nimmèryä - Samuel R. Delany, ca. 350 Seiten, **Ende Juli/Anfang August 2012**

Paperback Reihe: Psycho - Robert Bloch, ca. 200 Seiten, September 2012

Paperback Reihe: Sardor 1: Der Flieger des Kaisers - Thomas Ziegler, ca. 148 Seiten, Herbst 2012

Paperback Reihe: Hellboy 1: Medusas Rache - Anthologie (Hrsg. Christopher Golden), ca. 248 Seiten, Herbst 2012

Paperback Reihe: Captain Future 2: Erde in Gefahr - Edmond Hamilton, ca. 192 Seiten, Herbst/Winter 2012

Paperback Reihe: Sardor 2 - Thomas Ziegler, Seitenanzahl noch unbekannt, Frühjahr 2013

Paperback Reihe: Die Straße der Toten - Joe R. Lansdale, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Paperback Reihe: Sardor 3 - Thomas Ziegler/Markolf Hoffmann, Seitenanzahl noch unbekannt, Frühjahr 2013

Sammlerausgaben: Hiobs Spiel 3: Verlierer - Tobias O. Meißner, ca. 400 Seiten, Herbst 2012

HEYNE VERLAG

Metro 2033: Die Reise in die Dunkelheit - Andrej Djakow, 400 Seiten, 13. August 2012

Existenz - David Brin, 850 Seiten, 08. Oktober 2012

Himmelsschatten - David S. Goyer, 550 Seiten, 12. November 2012

Die Verborgenen - Scott Sigler, 800 Seiten, Januar 2013

Nacht über dem Fluss - Christopher Buehlman, 450 Seiten, 14. Januar 2013

Metro 2033: Im Tunnel - Sergej Antonow, 450 Seiten, 14. Januar 2013

Wie die Welt endet - Will McIntosh, 400 Seiten, 14. Januar 2013

Wächter des Morgens - Sergej Lukianenko, 400 Seiten, Januar 2013

Pularnacht - Dietmar Dath, 400 Seiten, Januar 2013

Nacht über den Fluss - Christopher Buehleman, 450 Seiten, Februar 2013

Im Tunnel - Sergej Anatonow, 450 Seiten, Februar 2013

Wie die Welt endet - Will McIntosh, 400 Seiten, Februar 2013

Max - Oliver Dierssen, 400 Seiten, März 2013

Die letzten Tage - Adam Nevill, 464 Seiten, 11. März 2013

2312 - Kim Stanley, 650 Seiten, 11. März 2013

KNAUR VERLAG

Unsterblich - Drew Magary , 596 Seiten, 01. März 2013

LINDENSTRUTH VERLAG

Warum sie das Licht verlöscht - Auguste Groner, ca. 160 Seiten, 2012

Das Haus im Schatten - Auguste Groner, ca. 100 Seiten, 2012

Ein Roman auf dem Planeten Mars - André Laurie, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

LUEBBE VERLAGSGRUPPE

Stadt der Fremden - China Miéville , 432 Seiten, **17. August 2012**

Department 19: Die Mission - Will Hill, ca. 493 Seitenm September 2012

Der Räder des Lebens - Jay Lake, ca. 528 Seiten, Oktober 2012

Tod und Schinken - Uwe Voehl, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

Die Untoten von Veridon - Tim Akers, ca. 448 Seiten, Januar 2013

Der kuriose Fall des Spring Heeled Jack - Mark Hodder, ca. 528 Seiten, März 2013

Ghost Hunter 2: Das Haus der Seelen – Simon R. Green, ca. 240 Seiten, März 2013

Die Räder der Zeit - Jay Lake, ca. 600 Seiten, April 2013

LUFTSCHIFF VERLAG

Melchior Grün - Michael Hutter, ca. 115 Seiten, Sommer 2012

LUZIFER VERLAG

Die Schreie der Toten - Michael Disseux, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

Terra Preta – Schwarze Erde - Anthologie (Hrsg. Steffen Janssen), Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012

Exodus – Das Ende der Welt - Anthologie (Hrsg. Steffen Janssen), Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012

NEMED HOUSE

Der Klaubautermann - Martin Jung, Seitenanzahl noch unbekannt, 201

Die Tränen des Biestes - Simon Petrarcha, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

P.MACHINERY

Earth Rocks 13 - Anthologie, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Düstere Pfade - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda),
Seitenanzahl noch unbekannt, September 2012

**Andro SF 20 - Anthologie (Hrsg. Ralf Boldt und
Wolfgang Jeschke), ca. 700 bis 800 Seiten, 2012**

**Schattenspiel - Huber Katzmarz, Seitenanzahl noch
unbekannt, 2012**

**Alptrauhhaft - Hubert Katzmarz, Seitenanzahl noch
unbekannt, 2012**

**Humanoid - Gabriele Behrend, Seitenanzahl noch
unbekannt, 2012**

Dark Wor(l)ds Band 4: iHarlow - K. Peter Walter,
Seitenanzahl unbekannt, Oktober 2012

Dark Wor(l)ds Band 5: Animal World - Anthologie (Hrsg.
Alisha Bionda), 200 Seiten, April 2013

Dark Wor(l)ds Band 6: Equinox - Alisha Bionda, Tanya
Carpenter und Guido Krain, 200 Seiten, August 2013

Dark Wor(l)ds Band 7: Tyr – Lustrausch und
Rebellenoffensive - Thomas Neumeier, Seitenanzahl noch
unbekannt, Oktober 2013

PIPER VERLAG

Silenus - Robert Jackson Bennett, ca. 592 Seiten, Oktober
2012

Immorality Engine - Georg Mann, ca. 448 Seiten, 10.
September 2012

PROJEKTE VERLAG

2062 - Anthologie, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

SARTURIA VERLAG

Nackt und abhängig - Dieter König, Seitenanzahl noch
unbekannt, Mitte 2012

Sternenhammer 1: Die Götter der XUS - Andreas Gross,
Seitenanzahl noch unbekannt, Mitte 2012

Sarturia Macabre II - Anthologie (Hrsg. Constantin Sauff),
Seitenanzahl noch unbekannt, Mitte 2012

3078 - Anthologie (Hrsg. Dieter König), Seitenanzahl noch
unbekannt, Mitte 2012

Die Anderen - Michael Meyer, Seitenanzahl noch unbekannt,
Mitte 2012

SHAYOL VERLAG

Maschinenkinder - Frank Hebben, Seitenanzahl noch
unbekannt, 2012/2013

Simon Werkgruppe Band 4 - Erik Simon, Seitenanzahl noch
unbekannt, 2012/2013

SUHRKAMP VERLAG

Der Rabe - Edgar Allan Poe, 180 Seiten, September 2012

VERBRECHER VERLAG

Kleine Polizei im Schnee - Dietmar Dath, 280 Seiten,
September 2012

VERLAG 28 EICHEN

Verirrt in den Zeiten - Oswald Levett, Seitenanzahl noch
unbekannt, Januar 2013

Papilio Mariposa - Oswald Levett, Seitenanzahl noch
unbekannt, Januar 2013

Das Grauen - Sir Arthur Conan Doyle, Seitenanzahl noch
unbekannt, In Vorbereitung

Der Silberspiegel - Sir Arthur Conan Doyle, Seitenanzahl
noch unbekannt, In Vorbereitung

VERLAG DIETER VON REEKEN

Die Erde brennt - Paul Alfred Müller, 229 Seiten,
August/September 2012

Sprung über die Zeit - Paul Alfred Müller, ca. 150
Seiten, September/Okttober 2012

Das Jahr 3000 - Paul (Paolo) Mantegazza, Seitenanzahl
noch unbekannt, Oktober/November 2012

**Die Insel Mellonta - Lazar Freiherr von Hellenbach,
Seitenanzahl noch unbekannt, November/Dezember 2012**

VERLAG TORSTEN LOW

Faulfleisch - Vincent Voss, Seitenanzahl noch unbekannt,
2012

VOODOO PRESS

Bizarro Fiction: Schafe und Wölfe - Jeremy C. Shipp, 160
Seiten, 2012

Bizarro Fiction: Für eine Handvoll Füße - Joradan Krall,
200 Seiten, Herbst 2012

Bizarro Fiction: Insel der Supermenschen - Kevin Shamel,
ca. 200 Seiten, Herbst 2012

Fantasy Land: Lichtschuss ins Schwarze - Amaxis, 200
Seiten, Herbst 2012

Fantasy Land: Helden aus der Tonne - Frank Schweizer, 180
Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Die Treppe im See - Ronald Malfi, 280
Seiten, August 2012

Horror Corner: Benjamins Parasit - Jeff Strand, 180 Seiten,
Mitte 2012

Horror Corner: Master of the Moors - Kealan Patrick Burke, 230 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Komm in die Dunkelheit - Daniel I. Russell, 180 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Fangboys Abenteuer - Jeff Strand, ca. 180 Seiten, In Vorbereitung 2012

Horror Corner: Die weißen Männer - Arthur Gordon Wolf, 100 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Isabel Burning - Donna Lynch, 200 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Passenger - Ronald Malfi, 180 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Kin - Kealan Patrick Burke, Seitenanzahl noch unbekannt, Mai 2013

Horror Corner: Cursen - Jeremy C. Shipp, 200 Seiten, August 2013

Horror Corner: Of Thimble and Thread - Alan M. Clark, Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012/2013

Horror Corner: The Sinister Mr Corpse - Jeff Strand, Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012/2013

Science Fiction: Das andere Ende - John Shirley, 280 Seiten, Frühjahr 2012

Zombie Land: Zum Sterben schön - Wayne Simmons, ca. 240 Seiten, 2012

Zombie Land: Inkubation - Wayne Simmons, ca. 200 Seiten, In Planung

Zombie Land: Doll Parts - Wayne Simmons, Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012/2013

WURDACK VERLAG

Die Erde und die Außerirdischen - Peter Dehmel (Hrsg.), Seitenanzahl noch unbekannt, September 2012

Das Luftschiff des Dr. Nikola - Michael Böhnhardt, Seitenanzahl noch unbekannt, September 2012

Vilm 3: Das Dickicht - Karsten Kruschel, Seitenanzahl noch unbekannt, November 2012

Die Nadir-Variante - Armin Rößler, Seitenanzahl noch unbekannt, Dezember 2012

Whitby Vampyrhic - Simon Clark, Seitenanzahl noch unbekannt, Dezember 2012

Das Serum des Dr. Nikola - Petra Hartmann, Seitenanzahl noch unbekannt, Januar 2013

PERLAMITH 3: Lichtstrahl - D.W. Schmitt, Seitenanzahl noch unbekannt, März 2013

Daughter of the Dawn - William Reginald Hodder, Seitenanzahl noch unbekannt, September 2013

Das Blut der Nephilim 1: Succubus - Frank Hoese, Seitenanzahl noch unbekannt, September 2013

Perlamith 4: Bocivajas Ende - D.W. Schmitt, Seitenanzahl noch unbekannt, Dezember 2013

ZAUBERMOND VERLAG

Der Fluch der Hexe - Anthologie (Hrsg. Uwe Voehl), 448
Seiten, September 2012

Cthulhu Libria



KIOSKGEFLÜSTER VORSCHAU 12/13

FREUNDESKREIS ANDERWELT

Neues aus der Anderwelt 38 - Redaktion Anderwelt, 60
Seiten, August 2012

ATLANTIS VERLAG

Phantastisch! 48 - Redaktion Phantastisch!, 68 Seiten,
Oktober 2012

Phantastische! 49 - Redaktion Phantastisch!, 68 Seiten,
Anfang Januar 2013



SAR DUBNOTAL BAND 2



Bereits im Februar 2012 brachte der Verlag [Dieter von Reeken](#) unter der Herausgabe von Gerd Frank eine Auswahlband mit Heften der – heute seltenen – Mystery-Serie *Sâr Dubnotal: Der große Geisterbanner* heraus, von der in Deutschland 11, in Frankreich 20 Bände um das Jahr 1909 erschienen waren.

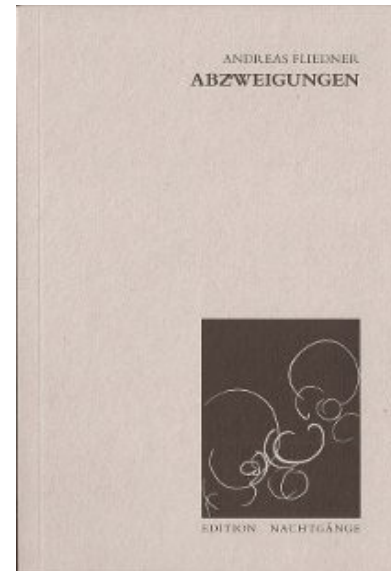
Dieser aktuelle Sammelband enthält die Hefte 1, 7, 9, 10 und 11,

die inhaltlich zusammengehören und nach wie vor über den Verlag beziehbar ist.

Um einen zweiten Band mit weiteren Nummer von *Sâr Dubnotal* realisieren zu können, ist die Leserschaft gefragt, damit das Projekt mit einer gewissen Planungssicherheit umgesetzt werden kann. Interessent sind deshalb aufgefordert sich kurz unter verlag@dieter-von-reeken.de zu melden!

KURZ NOTIERT

STILL UND HEIMLICH



... hat sich bereits 2011 ein neuer Verlag „eingeschlichen“: Die [Edition Nachtgänge!](#) Vornehmlich spezialisiert auf düstere Phantastik, ist bisher ein Band – *Nachtgänge* von Andreas Fliedner – erschienen. Der Titel umfasst 77 Seite, kostet 9,00 Euro und ist bequem über den Verlag beziehbar.

Für September 2012 ist das Erscheinen von *Die Tragödie des Atheisten*

(Cyril Tourneur) als Deutsche Erstveröffentlichung geplant; im Frühjahr 2013 steht dann *Gelegenheiten* von Bettina Klix an.



COMIC STUFF

TEUFLISCHER KOPFGELDJÄGER Eine Comicezension von Elmar Huber



Titel: 100% Marvel 60: Ghost Rider - Nackte Angst
Von: Williams Rob und Matthew Clark
Verlag: [Panini Comics](#)
Umfang: 140 Seiten
ISBN: 4196121416953
Preis: 16,95 Euro

Info:

FURCHT UND HÖLLENFEUER!

Bereue deine Sünden und sieh deiner Furcht ins Auge!

Der Ghost Rider startet in einer neuen Serie durch: Johnny Blaze wird vor eine verführerische Wahl gestellt, der Geist der Rache entdeckt seine feminine Seite und die Mächte der Hölle treffen auf die Sünden von Sin, den weiblich-würdigen Herald der Schlange aus Fear Itself - Nackte Angst.

Ein höllisches Highlight für alle alten und neuen Fans des Ghost Rider!

„Mehr davon. JETZT.“ – [comicbookresources.com](#)

Rezension:

Der geheimnisvolle Adam macht Johnny Blaze das Angebot, den Fluch des GHOST RIDER ein für alle Mal von ihm zu nehmen. Die Austreibung gelingt und Adam gibt die GHOST RIDER-Gabe an eine junge Frau namens Alejandra weiter, die eine Auserwählte für den Geist der Vergeltung zu sein scheint. Die neue GHOST RIDERin

muss nun gegen die personifizierte Sünde SIN kämpfen, um in Adams Auftrag die Sünde von der Menschheit zu nehmen. Da damit auch alle Emotionen und Leidenschaften getötet werden würden, tritt Mephistos auf den Plan und bittet ausgerechnet den befreiten Johnny Blaze um Hilfe bei der Verhinderung von Adams Plan.

Im vorliegenden Band sind die ersten sechs Hefte (0.1 und 1-5) der mittlerweile siebten laufenden Serie (nacheinander, nicht parallel) um den motorisierten Kopfgeldjäger des Teufels gesammelt. Die zahlreichen Wiederbelebungen passen irgendwie zu einem Unsterblichen, zeugen aber auch davon, dass es meist nur bei Wiederbelebungsversuchen geblieben ist und mit Neustarts neue Leser angelockt werden sollten. Überhaupt scheint der GHOST RIDER eine zwar treue aber überschaubare Fangemeinde zu haben. Auch NACKTE ANGST ist für einen Neueinstieg denkbar ungeeignet, da vier der sechs Hefte während des FEAR ITSELF-Events spielen und deswegen kaum für sich alleine stehen können. Entsprechend tummeln sich hier auch die FEAR ITSELF-Gegnerin SIN samt ihren Handlangern und kurz auch (ziemlich zusammenhanglos für die GHOST

RIDER Story) Spiderwoman, Mrs. Marvel und Hawkeye. Die ganze Story ist - samt einem lächerlichen Ausflug in den Weltraum - sehr wirr und, obwohl eigentlich viel passiert, überraschend leblos. Auch Johnny Blazes nur leidlich zündende One-Liner helfen hier nicht. Zeichnerisch ist hier Durchschnitt angesagt, wobei besonders Lee Garbetts „weiche“ Bilder von GHOST RIDER 5 nicht zum Rest passen wollen.

Zwar hat man mit dem weiblichen GHOST RIDER eine ganz coole Idee im Sattel, die aber von der Fülle der Ereignisse schlicht erdrückt wird und damit unverdientermaßen blass bleibt.

Verarbeitungstechnisch ist an der 100% Marvel-Reihe nichts auszusetzen. Auch GHOSTRIDER: NACKTE ANGST kommt in sehr guter Verarbeitung und mit edler Klappbroschur daher.

Auch zu finden unter LITERRA.INFO



JAGD AUF DEN VAMPIR

Ein Artikel von Axel Weiss



*Alfred Kubin by Nicola Perscheid
(Wikimedia Commons)*

Wer sich eingehend mit phantastischer Literatur beschäftigt, stößt früher oder später auch auf das Werk Alfred Kubins. Kubin (1877 bis 1959) gilt als einer der bevorzugten Zeichner, wenn es darum geht, unheimliche Visionen und

KLEINODIEN DER PHANTASIE

Träume zu bebildern. Klassikern des Genres, etwa E. A. Poes *Arthur Gordon Pym* oder William Beckfords *Vathek*, hat er durch seine Illustrationen eine Ebene hinzugefügt, die das Lesen zum doppelten Genuss macht.

Dabei war der Zeichner selbst eine Doppelbegabung und ebenfalls schriftstellerisch tätig. Neben einem regen Briefwechsel mit Kunst- und Geistesgrößen seiner Zeit, notierte Kubin gewissenhaft Reflexionen über sein Werk in Selbstbiografien und Aufsätzen.

Sein Haupttreffer aber ist der phantastische Roman „Die andere Seite“, mit dessen Niederschrift Kubin erfolgreich eine Zeichenblockade in den Griff bekam. Das Buch, eine exotisch-barocke Untergangsvision, erfreut sich seit seinem Erscheinen 1909 ungetrübter Beliebtheit. Wegen seiner zahlreichen autobiographischen und psychologischen Merkmale ist es ein Festessen für Literaturwissenschaftler.

An dieser Stelle sei aber auf eine etwas unscheinbare Erzählung Kubins hingewiesen: *Die Jagd auf den Vampir*. Sie erschien erstmals 1925 in dem Band *Der Guckkasten*. Ursprünglich nur als Bildband gedacht, wurden den Zeichnungen eine Reihe von Erzählungen, eben auch diese, nachträglich hinzugefügt. Ausschlaggebend waren finanzielle Gründe. Kubin erhoffte sich so eine attraktivere Wirkung auf das zahlende Publikum.

Die Erzählung bettet Elemente des Aberglaubens, der sich anhand einer Massensuggestion zur handfesten Wirklichkeit versteigert, in eine pseudo-dokumentarische Berichterstattung ein. Allerdings soll so das Geschehen nicht als Fabel entblößt werden. Vielmehr dient diese Art der Berichterstattung dazu, den Wahrheitsgehalt zu untermauern.

In einem Dorf im italienischen Piemont geht die Befürchtung um, dass ein Vampir sein Unwesen treibt. Es folgen Attacken auf „aufgeregte Mädchen und junge Frauen“, schließlich stirbt eine Betschwester „ohne Priesterbeistand“. Ein winziges Loch im großen Zeh verrät den Vampir, der tatsächlich kurz darauf unterm Bett hervor gekrochen kommt. Die Dorfbewohner stellen dem Biest nach und bringen es nach einer wilden Jagd in der Bergeinsamkeit zur Strecke.

Als Chronisten führt Kubin einen Heidelberger Studenten ein, der das Untier nach dessen Tode zu Gesicht bekommen haben will. Die akkurate Beschreibung, mit präziser Gewichtsangabe des Kadavers („24 $\frac{3}{4}$ Kilo“), unterstreicht noch den dokumentarischen Charakter der Geschichte.

In dieser kleinen Skizze sitzt einfach alles. Sie ist ein Beispiel für Kubins Talent zur effektvollen Komposition. Verschiedene Stränge und Ebenen werden geschickt zusammengeführt und verwoben. Die Pseudo-Dokumentation durch die Berufung auf den Studenten ist ein humoristischer Kunstgriff. Am Ende kann niemand nachweisen, dass es den Vampir nicht gegeben hat; der Versuch, den Balg zur Untersuchung nach Turin zu schicken scheitert jedenfalls: „Denn schon nach einigen Minuten entwickelte sich unter furchtbarem Geruch eine Zersetzung,

die rapid auch Knochen und Haare ergriff, so dass nach wenigen Stunden nur noch eine unkenntliche, leimartige Fäulnismasse auf dem Boden lag.“



Die Zitate stammen aus der Erzählung *Die Jagd auf den Vampir*. Entnommen: Alfred Kubin. *Aus meiner Werkstatt*. Gesammelte Prosa mit 71 Abbildungen. Herausgegeben von Ulrich Riemerschmidt. Nymphenburger Verlagshandlung. 1973

Literatur: Wilfried Seipel. *Alfred Kubin. Der Zeichner*. 1877 – 1959. Edition Christian Brandstätter, Wien, München. 1988



DER ELSTERCON 2012
Ein Bericht von Eric Hantsch



So, da haben wir es wieder! Kaum finden sich Phantastik-Autoren und ihre Bücher in greifbarer Nähe zusammen, hält mich Nichts mehr am Platze. Und obwohl der ELSTERCON nachweislich eine SF-Veranstaltung war und ist, siegte wieder einmal die Neugier – kein Wunder, wenn man die illustre Gästeliste betrachtet:

PHANTASTISCHES ALLERLEI

Jack McDevitt (USA)
Peter F. Hamilton (GB)
George Mann (GB)
Myra Çakan
Bernard Crow
Boris Koch
Jürgen Lautner
Felix Mertikat
Uwe Post
Peter Schünemann
Karlheinz Steinmüller
Dirk van den Boom
Christian von Aster
Karsten Kruschel
Julia V. Köber
Verena Klinke
Frank W. Haubold
Heidrun Jänchen
Lars Adler
Alexander Preuss

Wie schon der PENTA-oder MARBURGCON, lief der ELSTERCON über drei Tag (vom 19. Juni bis 21. Juni) und fand, wie schon bei vorangegangenen Auflagen, sein Heim im [Haus des Buches Leipzig](#).

Unter dem Motto *Durch Dampf und Rauch*, mit Schwerpunkt – der Name lässt es schon erahnen – Steampunk und Military SF wurde ein breites Spektrum an Lesungen, Vorträgen und Gesprächen geboten, an den sich auch die Besucher beteiligen konnten.

Von Beginn an war es mir nicht möglich, den Con beizuwohnen; der Samstag als Hauptveranstaltungstag musste genügen. Dieser war dann aber auch so gut mit verschiedenen Programmen gefüllt, dass es schlichtweg nicht möglich war, alle zu besuchen. Verblüffenderweise musste ich, rückblickend betrachtet, feststellen, nur Lesungen deutscher Autoren beigewohnt zu haben.

Bevor diese Tour de Force durch die SF jedoch begann, durfte ich vorab einem gemütlichen Beisamensein mit meinem geschätzten Kollegen Thomas Hofmann und anderen Fans beiwohnen, die sich nach und nach an unseren Tisch gesellten.

Etwas verspätet bekamen wir dann auch erst mit, dass der Con bereits begonnen hatte; im Verkaufsraum, wo die verschiedensten Verlage und Händler ihren Platz hatten, war bereits dichtes Gedränge entstanden. Und mit Freude konnte ich feststellen: nicht alles, was da feil geboten wurde, musste der SF zugerechnet werden! So fiel mir ein netter, kleiner Titel des Schillinger Verlags – *Freiburg im Schatten* von Reiner Schorm – ins Auge, der phantastische Geschichten aus dieser Stadt, welche von der Dreisam durchschnitten wird, präsentiert.

Daraufhin hätte ich mich gern sofort ins Gedränge gestürzt, nur wurde daraus nichts, den die erste Lesung mit Uwe Post und Dirk van den Boom wurde, von Letzterem noch lautstark angepriesen, eingeläutet. So ein Schreihals!



Gedränge im Standraum der Verlage

Dem mochten sich die Wenigsten dann auch entziehen; und es wurde eine recht ausgelassen Darbietung, zumal die beiden Autoren sich bei jeder nur passenden Gelegenheit gegenseitig beharkten.

Danach war etwas Zeit, um an den Verlagsständen schnuppern zu gehen, wobei ich beim [Projekte Verlag](#) hängen blieb. Bei Wilko Müller erstand ich dort den neusten Band von Peter Schünemann (*Roonoms Jagd*) und *Die Reise ins elektische Schloss*, sowie *Mission Nirvana* von Wilko selbst.



Lesung von Uwe Post und Dirk van den Boom

Daneben hatte es sich Gerd-Michael Rose von der [Edition TES](#) gemütlich gemacht. In einem sehr netten Gespräch konnte ich erfahren, dass Demnächst in seiner Reihe *Buntes Abenteuer* ein ganz besonderer Band zu erwarten sei.

Die nächste Lesung führte auf den Planeten Trikron (*Rich Finigon und das Amulett der Blutaugen* – Projekte Verlag), als Reisbegleiterin fungierte Autorin Julia von Köber, die die Entstehung dieser Welt mit eigenen Grafik kongenial illustrierte.

Weniger amüsant, dafür aber recht bissig, trug Heidrun Jänchen *Emotional Intelligenz* aus ihrem neusten Band *Willkommen auf Aurora* vor.



Lesung von Heidrun Jänchen und Julia v. Köber



Am Stand des Projekte Verlags

Die Mittagspause im Anschluss konnte ich nicht allzu sehr zur Nahrungsaufnahme nutzen, stattdessen horchte ich mal hier und mal da, wo gerade Geplaudert wurde. Und da gab es eine Menge Informationen, die durch die Luft flogen. Gern hätte ich ja auch beim [Begedia](#) und [Wurdack Verlag](#) etwas erstanden, allein ich besaß schon alle Titel, die dort angeboten wurden.



Im Vorfeld der nächsten Lesung ließ ich mir von Peter Schünemann gleich *Roonoms Jagd* signieren; und ärgerte mich darüber, nicht *Die Gänse des Kapitols* ([Atlantis Verlag](#)) von Frank Haubold mitgenommen zu haben, denn der Autor hatte ja auch eine Lesung zu bestreiten.



Lesung von Frank W. Haubold und Peter Schünemann

Zur Verleihung des Kurt-Laßwitz-Preis kam ich leider verspätet, zu anregend war der Schwatz zwischen Heidrun Jänchen und einem Conbesucher über den sächsischen Dialekt anzuhören. Auf die Gewinner möchte ich nicht allzu intensiv eingehen, man kann sie [HIER](#) nachlesen. Ganz herzlich indes, möchte ich Frank Haubold für *Beste deutschsprachige SF-Erzählung* und Jakob Schmidt, der zusammen mit Jasper Nicolaisen für *Beste Übersetzung zur SF* ins Deutsche ausgezeichnet wurde, gratulieren!

Danach ging es für mich zur letzten Session des Tages: Karsten Kruschel berichtete über das Leben und Morden auf einem Planeten, der vollkommen von Pflanzen überwuchert war.

Zurück im Verkaufsraum nutze ich noch schnell die Chance Boris Koch, der schon am Vortag gemeinsam mit Christian



Jakob Schmidt und Jasper Nicolaisen erhalten den KLP

von Aster den Con eröffnet hatte, ein wenig über [Edition Medusenblut](#) auszuquetschen. Außerdem ließ ich mich für seinen Justifiers-Roman *Sabotage* begeistern.

Kurz vor Schluss huschte ich dann noch schnell ins Forum *Steampunk*, in dem Georg Man, Felix Mertika und Jürgen Lautner zusammen mit den Gästen und moderiert von Myra Çakan über jenes Sub-Genre debattierten, wobei ich bedauerlicher Weise nicht mehr viel mitbekam.

Kurz vor Halbnacht, viele Gäste begaben sich bereits zum Galabüfett, packte ich meine Sachen zusammen – und die schwere Tasche mit einigen Neuerwerbungen. Ich verabschiedete mich von Thomas, der ebenfalls zum Aufbruch rüstete und schleppte Sack und Pack zum Wagen.

Auf der zweistündigen Fahrt Richtung Heimat, ließ ich den Tag noch einmal im Geist Revue passieren und erinnerte



Lesung von Karsten Kruschel

mich dabei speziell und mit Schmunzelt an einen der anwesenden Antiquare, bei dem ich ein Exemplar von *Strahlenheim* von Alexander Lernet-Holenia erstand. Durch den Kauf kamen wir auf das Thema Frakturschrift zu sprechen und einem Studenten, der in den Laden des Antiquars kam. Dieser Studiosus verlangte recht hochtrabend ein altes Werk, welches in Fraktur gedruckt war. Als er es in den Händen hielt meinte er die Schrift wäre nicht zu entziffern, woraufhin ihm der Antiquar das Werk empört aus der Hand riss.

Es sind solche Erinnerungen, die Veranstaltungen, wie den ELSTERCON so reizvoll machen! Für mich als Neuling in diesem Genre war es eine wertvolle Erfahrung und ich freue mich bereits auf 2014, wenn im Haus des Buches wieder SF-Alarm ausgerufen wird!



AUS DEM VERGESSENEN BÜCHERREGAL

HARVEST HORROR

Eine Buchbesprechung von Elmar Huber



Titel: *Der Kult*

Autor: *Thomas Tryon*

Verlag: [Lübbe Verlagsgruppe](#)

Umfang: 416 Seiten

ISBN: Nicht vorhanden

Preis: variiert, da nur noch antiquarisch erhältlich

„Ich liebe diesen Ort: Seine geruhlsame, idyllische Atmosphäre, den Frieden, den jede Türschwelle, jede gepflegte Rasenfläche, jeder blühende Garten atmet. Ich mochte seine Biederkeit und Zeitlosigkeit, die sich auch in den Gesichtern der Vorübergehenden ausdrückte, einfachen Landleuten mit einfachen, ländlichen Zügen. Hier spürte man eine Ehrfurcht vor dem Althergebrachten, ein strenges, unbeugsames Streben, die Dinge so zu bewahren, wie sie seit Generationen waren – selbst, wenn das bedeuten sollte, dass man die Augen vor der Wirklichkeit verschloss.“

Inhalt:

Es ist an der Zeit einen Schnitt zu machen. So verlässt Familie Constantine - Ned, Bess und die gemeinsame Tochter Kate - Manhattan, um sich in Cornwall Coombe niederzulassen, einer idyllischen Ortschaft, deren Entdeckung sie einem Zufall verdanken und an dem die Zeit scheinbar spurlos vorüber gegangen ist. Durch eine Erbschaft ist es Ned endlich möglich, sich seinen Traum zu verwirklichen, als Kunstmaler zu arbeiten und sich ein kleines Atelier aufzubauen. Auch die anfängliche Gleichgültigkeit der Dorfbewohner gegenüber den Constantines wird nach und nach von einer herzlichen Freundlichkeit abgelöst. Die geduldeten Außenseiter werden zu einem festen Bestandteil des Dorflebens, das geprägt ist von dem Rhythmus, den Mutter Natur für Aussaat, Wachstum und Ernte des allgegenwärtigen Mais vorgibt.

„Sie befolgten damit bestimmte Regeln, die vor so langer Zeit aufgestellt wurden, dass man nicht mehr weiß, was sie eigentlich bezwecken. Und so haben die Leute hier im Grund keine Ahnung, weshalb sie sich an diese ungeschriebenen Gesetze halten. Fremden muss das natürlich seltsam vorkommen. Hier ist die Dorfgemeinschaft wichtiger als die eigene Familie. Und die Gemeinschaft ist vom Mais abhängig. Wenn die Saat gedeiht, gedeiht auch das ganze Dorf.“

Meinung:

Natürlich vermutet der erfahrene Horrorleser von heute hinter dem idyllischen Äußeren eines Dorfes, auf das die moderne Zeit kaum Einfluss hat, von vorneherein das pure Böse. Besonders wenn dort seltsame Feste gefeiert werden, die im Rest des Landes unbekannt sind. 1973, als DER KULT (OT: HARVEST HOME) im Original erschienen ist, dürfte das noch nicht der Fall gewesen sein. Stephen Kings Kurzgeschichte KINDER DES MAIS erschien 1977 und auch T.E.D. Kleins ähnlich gelagertes MORGENGRAUEN (OT: THE CEREMONIES) wurde erst 11 Jahre später veröffentlicht. Titel und Klappentext machen allerdings keinen Hehl daraus, was auf Ned Constantine und seine Familie in Cornwalls Combee zukommt (*„Ohnmächtig muss er“*)

Die Ausgangssituation – Städter kommen in eine eingeschworene Dorfgemeinschaft mit eigenen Regeln – scheint aus dem Standardkatalog für Horrorliteratur entnommen; unzählige Romane und Kurzgeschichten beginnen auf diese Art und Weise. Von diesen Vorhersehbarkeiten sollte sich der geneigte Leser jedoch

nicht abschrecken lassen, denn DER KULT entwickelt seine Geschichte so schlicht und unaufdringlich, dass sich mancher moderne sogenannte Horrorautor in Sachen Storyentwicklung hier ein Beispiel nehmen könnte. Thomas Tryon versteht es Cornwall Combee und seine Bewohner auf leichte und doch überzeugende Art lebendig werden zu lassen. Lange Zeit wirkt das Dörfchen wie der Himmel auf Erden, wo die Nachbarn sich noch gegenseitig selbstlos helfen und man die Haustür nicht verschließen muss.

Doch nach und nach kommt Ned Constantine einem gut gehüteten Geheimnis auf die Spur, denn die Dorfbewohner haben im wahrsten Wortsinne eine Leiche im Keller. Eine junge Frau, die zwei Erntezyklen zuvor die Maismaid beim Harvest Home-Fest werden sollte, soll kurz zuvor aus unerfindlichen Gründen Selbstmord begangen haben. Nach und nach lüftet Ned den Schleier der Verschwiegenheit und DER KULT entwickelt sich zu einer fesselnden Mischung aus Krimi und Okkultroman, die weder effekthascherisch noch blutig daherkommt. Wohldosiert steigert Thomas Tryon die Neugierde des Lesers und damit die Spannung. Immer mehr hinterfragt Ned die Idylle und die Friedfertigkeit der Dorfbewohner, zieht so deren Missfallen auf sich und stößt auch bei seiner Frau auf zunehmend taube Ohren.

„Verächtlich beobachtete ich sie, wie sie an mir vorüber glitten, Glied um Glied in ihrer menschlichen Kette; ich hasste sie, diese Tölpel mit ihrem albernen Tanz, ihrer dummen Singerei, ihren engstirnigen Anschauungen.“

Thomas Tryon war zunächst ein mittelmäßig bekannter Schauspieler (größter Erfolg: Golden Globe Nominierung a

als Bester Hauptdarsteller für Otto Premingers DER KARDINAL), bevor er sich (auch) der Schreiberei zuwandte und mit HARVEST HOME einen kleinen Klassiker abgeliefert hat, der u.a. Stephen Kings KINDER DES MAIS, wie auch einige weitere Okkultromane vorwegnahm.

HARVEST HOME wurde 1978 als TV-Miniserie unter dem Titel THE DARK SECRET OF HARVEST HOME mit Bette Davis und Rosanna Arquette verfilmt. Auch in Deutschland war DER KULT wohl ein veritabler

Erfolg. Das Buch erschien 1974 bei Lübbe als Hardcover und bis in die 1990er in mindestens vier Auflagen als Taschenbuch.

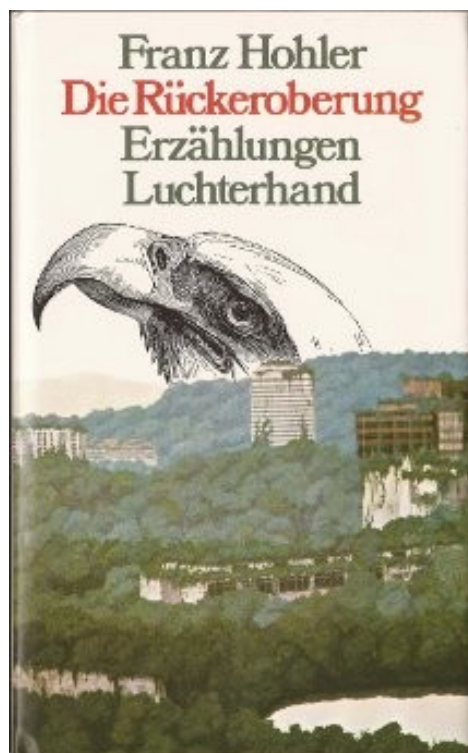
Fazit:

Vorbildlich aufgebauter Okkultroman, der inzwischen zwar leicht angestaubt wirkt, für Freunde des leisen Horrors aber eine absolute Empfehlung darstellt.

Auch zu finden unter [LITERRA.INFO](#)

DIE PHANTASTISCHE SEITE DES ALLTAGS

Eine Buchbesprechung von Eric Hantsch



Titel: Die Rückerobung

Autor: Franz Hohler

Verlag: [Luchterhand Verlag](#)

Umfang: 112 Seiten

ISBN: 3472865598

Preis: Variiert, da diese Ausgabe nur noch antiquarisch erhältlich ist

Regelmäßige und zu Beginn auch enthusiastisch Besuche auf Floh- und Trödelmärkten haben mir die leidige Erfahrung beschert, dass an phantastischer Literatur dort nicht viel zu hohlen ist. Ein paar alte Jules Verne Ausgaben aus DDR-Zeiten, vielleicht mal ein abgegriffenes Exemplar mit Strugatzki-Erzählungen waren das höchste der Gefühle. Also stellt ich diese Ausflüge bald wieder ein.

Vor wenigen Wochen, genauer am 07. Juli, sah ich mich durch familiäre Verpflichtungen jedoch genötigt, einen der größten Trödelmärkte unserer Region aufzusuchen. Durch oben erwähnte Vertrautheit mit solchen Veranstaltungen, war ich nicht sonderlich erbaut über den Ausflug und klapperte mehr trotzig als interessiert die Stände ab, an denen meist Ramsch angeboten wurde.

An einem Tisch muss ich dann doch verweilen, so eine Buch von Jakob Elias Poritzky mich dort anlachte. Leider stellte sich beim Aufnehmen heraus, dass es nur eine allzu bekannte und ziemlich zerschlissene Ausgabe seiner *Dämonische Dichter* war.

Was ich dabei nicht bemerkte, war der Titel, welchen ich unbeabsichtigt mit aus der Wulst von Schriftwerken gezogen hatte, und der auf meinen Füßen landete. Schnell blickte ich mich zum Verkäufer um, der aber in ein Gespräch mit seinem Nachbarn verwickelt schien, so dass er das kleine Malheur nicht mitbekommen hatte. Dem Buch war auch nichts geschehen und ich wollte es schnell wieder zurücklegen, als mir der Titel ins Auge fiel: *Die Rückerobung* von Franz Hohler. Und jäh stieg eine Erinnerung in mir auf, diese Überschrift schon einmal

gelesen zu haben. Natürlich kannte ich den Titel. Spooky alias Björn Ian Craig aus dem [Horror-Forum](#) hatte ihn in einer seiner Post einmal erwähnt. Ein guter Grund, den Band dann doch nicht zurück zu legen – und der Preis war so lächerlich gering, dass ich ihn einfach mitnehmen musste.

Bei einer kleinen Recherche im Internet stellte ich dann allerdings fest, dass *Die Rückerobertung* erst kürzlich eine Neuaufgabe erfahren hatte, somit also im Grunde nichts in dieser Kategorie zu suchen hat, wofür ich mich entschuldige.

Der Autor Franz Hohler wurde 1943 in Biel/Schweiz geboren. Er studierte Germanistik und Romantik an der Universität Zürich, brach das Studium jedoch ab.

In seinem Ouvre lassen sich Stücke zu Kabarett und Theater, aber auch Film- und Fernseh-Produktionen finden; und natürlich Romane und Kurzgeschichten.

1969 heiratet er die Germanistin und Psychologin Ursula Nagel, mit der er zwei Söhne hatte.

Heute lebt Hohler in der Gemeinde Oerlikon, die zu Zürich gehört. Der Autor hat auch eine Homepage, die man [HIER](#) finden kann.

Die Rückerobertung

Alles beginnt mit dem harmlosen Eintreffen eines Steinadlers auf dem Dach eines Hochhauses mitten in Zürich. Mit Verwunderung wird der gefiederte Gast willkommen heißen, so diese Vögel doch für ihre Scheu gegenüber dem Menschen bekannt sind.

Es bleibt allerdings nicht bei dem einen wilden Besucher. Und so ziehen schon bald Wolfsrudel und Dammwildherden

durch die schweizer Großstadt, während der Mensch gezwungenermaßen mehr und mehr zurückweichen muss.

In *Die Rückerobertung* müssen die Bewohner Zürichs auf schmerzliche Weise miterleben, wie ihre Heimat, die sie vor langer Zeit der Natur entrissen haben, von dieser wieder zurückgeholt wird. Mit brutalen Mitteln versuchen sie, das zu erhalten, was sie ihr Eigentum wännen, und dabei brutaler vorgehen, als ein hungriger Wolf.

Mit geradezu höhnischer Freude lässt Franz Hohler eine ganze Stadt von der Wildnis förmlicher überrennen und zeigt dabei auf, wie machtlos und ohnmächtig der Mensch gegenüber den Gewalten der Natur ist.

Walther von der Vogelweide

Auf einer Bummeltour am frühen Morgen durch Bozen, gelangt ein Cellist, der noch am selben Tag mit seinem Orchester einen Auftritt ins Innsbruck hat, in eine Querstraße. Dort begegnet ihm ein verkrüppelter Mann, dem er seine Hilfe anbietet, so er meint, dieser bräuchte sie. Sein Angebot wird missverstanden und so findet sich der Cellist kurz darauf in einer wahrhaft explosiven Situation wieder.

Geradezu wahnwitzig mutet das Erlebnis des Cellisten in *Walther von der Vogelweide* an. Dem Protagonisten wird eine seltsame Bitte angetragen, die nicht nur gefährlich sondern auch illegal erscheint. Und obwohl er um diesen Umstand weiß, willigt er ein.

Obwohl die Geschichte keinen Anhaltspunkt dafür liefert die handelnden Personen wäre in irgend einer Weise geistig umnebelt, hat man als Leser nicht umsonst den Eindruck, ein gewisser Wahnsinn schlummere darin.

Billiges Notizpapier

Einem recht pendantischen Individuum wird die Angewohnheit, gebrauchte Schriftstücke als Notizzettel zu benutzen, langsam und schleichend zur Manie. Bald schon leidet nicht nur seine Frau unter dieser Anwandlung, sondern die ganze Familie.

Auch hier steht wieder ein im Grunde ganz normales Tun im Vordergrund. Wer benutzt nicht schon mal irgendwelche alte Dokumente als Einkaufszettel oder für Notizen. Diese einfache, banale Verrichtung wird von dem Protagonisten der Geschichte aber zu einer Art Ritual überhöht und fokussiert sein ganze Bestreben einzig auf diese eine Sache. Eine Geschichte, der man mit Kopfschütteln und leichter Beunruhigung folgt, ist ihre Wirklichwerdung doch nur einen Schritt vom normalen Leben entfernt.

Der Kuß

Ein sehr kurzer Text, der drei Möglichkeiten, wie ein flüchtiger Kuß verlaufen kann, aufzeigt und dabei weder an Ironie noch an Bösartigkeit spart.

Der Kuß als Erzählung auszuweisen, wäre übertrieben. Vielmehr ist es eine Bestandsaufnahme von Eventualitäten, die – speziell hier – ein Kuß nach sich ziehen kann. Hinter dieser Bestandsaufnahme verbirgt sich der Zynismus des Unüberlegten und Zufälligen – aber immer Möglichen.

Der Geisterfahrer

Von einem Moment zum anderen, wird ein einzelner Autobahnabschnitt in der Nähe des schweizerischen Kestenholz zum Unfallschwerpunkt – und nie gibt es Hinweise auf die Ursache. Die Polizei ist ratlos; und zu

allem Überfluss melden sich bald Okkultisten und Spiritisten, die hinter den Unfällen kosmische Strahlung und übersinnliche Phänomene vermuten. Natürlich ist das alles Schwachsinn! Bis eine Sagensammlerin sich des Falles annimmt.

Neben *Die Rückerobung* ist *Der Geisterfahrer* der zweite Beitrag, den man wohl als reelle phantastische Geschichte ansehen kann. Es ist eine kleine Mär, die sehr eindringlich geschildert wird und eine Geistergestalt aus dem Reich lokaler Sagen in die Gegenwart transportiert – mit tödlichen Folgen für die ach so aufgeklärte Gesellschaft.

Obwohl man schon bald den Spukt eingegrenzt und bestimmt hat, sind die Menschen nicht bereit, an seine Existenz zu glauben – bis es wieder Tote gibt.

Der Geisterfahrer rückt auf beste und unterhaltsamste wenn auch nicht unbedingt originellste Weise die Ignoranz des Menschen gegenüber Dingen, die seiner Meinung nach nicht sein dürfen, in den Vordergrund und lässt ihn schließlich davor kapitulieren.

Das Halstuch

Es ist der seltsame Fall eines mutmaßlichen Verbrechers, der sich in seiner Untersuchungshaft an einem Halstuch erhängt haben soll und dem Protagonisten beim Besuch eines befreundeten Staatsanwaltes offenbart wird. Das hinter diesem Kasus mehr steckt, muss er jedoch bald feststellen, denn mit dem ominöse Halstuch verbindet ihn mehr, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Eine Verquickung seltsamer Umstände liegt dieser Geschichte zugrunde und führt den Hauptakteur auf eine Spur, die mit Liebe beginnt und mit Tod endet. Der Leser

fühlt sich dabei in eine seltsame Stimmung versetzt, so sich jede neue Erkenntnis immer mehr wie ein Stück dem anderen zu einem ganzen Bild zusammensetzen lässt. Die Lösung ist dann gleichwohl phantastisch wie auch überraschend. Hohler hat *Das Halstuch* bis zur letzten Zeile spannend durchkomponiert und sorgt selbst mit den letzten Zeilen noch für ausreichend Spannung.

Der Langläufer

Die Dämmerung ist schon hereingebrochen, da ist ein Langläufer noch auf den Weg durch den Schnee. Er hat diese Zeit gewählt, da ihm am Tag die vielen Leute auf den Loipen stören. Doch bald schon stellt er fest, dass er wohl nicht allein durch die Nacht streift, den hinter sich vermeint er ebenfalls einen Läufer – den er aber um keinen Preis auf der Welt vor sich wissen will.

Der Langläufer ist eine kleine Geschichte mit boshafter Pointe. Ihre Länge von gerade einmal zwei Seiten mag zuerst etwas zu kurz bemessen erscheinen, doch unterstreicht diese komprimierte Art das unschöne Ende aufs Beste.

Der Flug

Eigentlich will der Reisenden nur einen ganz normalen Flug antreten, doch schon beim Check-in fallen ihm seltsame Dinge auf, die sich noch verstärken und in einer Katastrophe endet.

Eine höchst groteske Mahl wird mit dieser Geschichte serviert. Schnell glaubt der Leser, einem Alptraum beizuwohnen – einen verschlungenen Alptraum, dessen Sinn nicht erschließbar ist. Dementsprechend mag *Der Flug* zwar

einen gewisse suggestive Wirkung verbreiten, die Intention dahinter ist hingegen nur schwer zu bestimmen

Der türkische Traum

Schon seit einigen Nächten plagen den Protagonisten Träume von einem mysteriösen, wohl türkischstämmigen Mann, den er Araman da Silva nennt. Einige Zeit später weilt er in Berlin und wird dort in eine Folge abwegiger Ereignisse verstrickt.

Als eine Schicksalsgeschichte kann wohl *Der türkische Traum* bezeichnet werden. Jenes Traumgesicht, das den Protagonisten immer wieder heimsucht, bringt in zuletzt in eine bedrohliche Situation zwischen zwei rivalisierenden, türkischen Banden. Für eine Seite muss er sich entscheiden, doch bleibt ihm nicht wirklich eine Wahl, denn der Traum hat seinen Werdegang schon vorherbestimmt.

Der Held dieser Geschichte ist einer unwiderruflichen Bestimmung ausgesetzt, die hier in ihrer ganzen Unweigerlichkeit dargebracht wird.

Drüber geschaut:

Ob man Franz Hohlers Beiträge aus diesem Band zur Phantastik rechnen muss, dürfte ein strittiger Punkt sein. Fakt ist jedoch, dass er sehr nahe am Rande zwischen Wahn und Wirklichkeit, Groteske und Alltagsbildern schreibt.

Während man *Billiges Notizpapier*, *Walther von der Vogelweide* und *Der Langläufer* wohl in den Kategorie Seltsamkeiten und Bosheiten des Lebens verorten kann, entziehen sich *Die Rückerobung*, *Der Geisterfahrer*, *Das Halstuch* und *Der türkische Traum* dieser Zuordnung. In ihnen sind die Grenzen zwischen phantastischen

Begebenheit und Realität fließend, indes *Der Kuß* und *Der Flug* Momentaufnahmen unbestimmter Gedanken zu sein scheinen.

Was all diese Texten verbindet, ist ihr Ursprung im alltäglichen Dasein, und ihr unaufhaltsamer Drift ins Abstruse und Beängstigende. Dabei verwendet der Autor eine geradezu konstatierte Sprache, so dass es nicht möglich ist, den geschilderten Ereignissen zu widersprechen, mögen sie noch so unglaublich sein.

Hohler lädt den Leser ein, hinter die Fassade des Banalen zu blicken, um dort Dinge zu entdecken, die im normalen, menschlichen Bewusstsein nichts zu suchen haben. Diese

Buch wird dem Anspruch des Aufdeckens der Realität hinter der Realität aufs Beste gerecht!

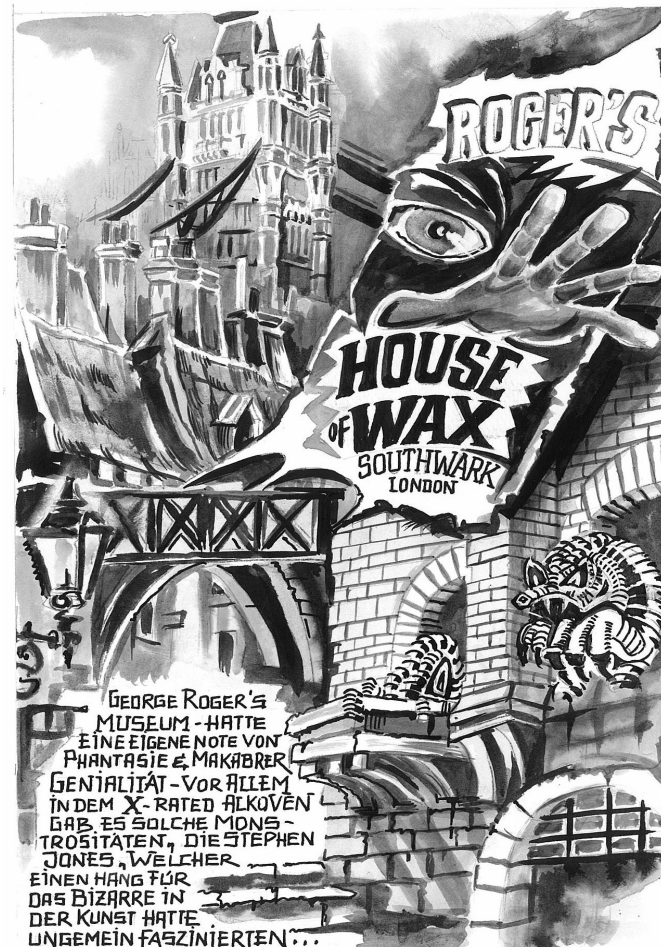
Fazit:

Die Rückeroberung ist ein Lektüre für Träumer und Menschen, die mit offenen Augen durch die Welt gehen, um zu erkennen, dass dahinter noch andere Facetten auf ihre Entdeckung warten. Gleichzeitig begibt man sich auf eine Reise, die einerseits vergnügliche Momente bietet, andererseits sich Irrwitzigkeiten und Schrecknisse in rascher Folge abwechseln lässt.

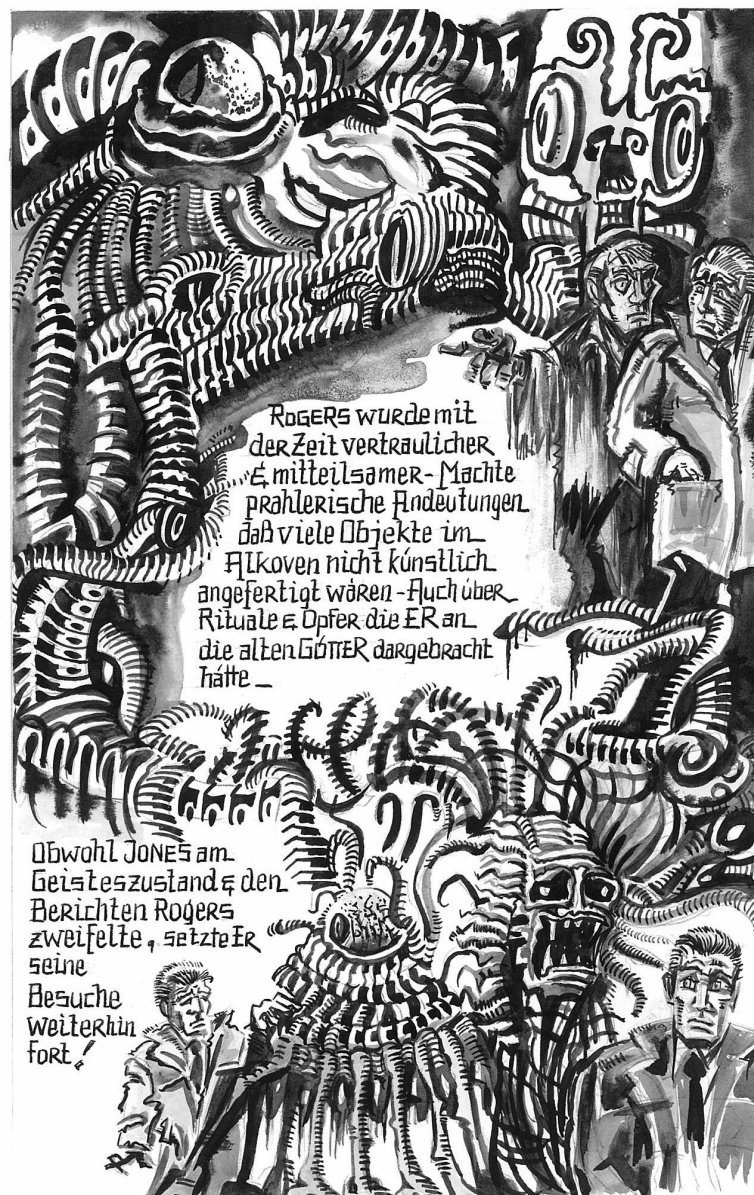


THE HORROR IN THE MUSEUM

Von Johann Peterka













Cthulhu Libria



VERLAGSVERZEICHNIS (VERLINKT)

[Achilla Presse](#)
[Atlantis Verlag](#)
[Basilisk Verlag](#)
[Begedia Verlag](#)
[Blitz Verlag](#)
[Diaphanes Verlag](#)
[DuMont Verlag](#)
[Edition Nachtgänge](#)
[Editon Phantasia](#)
[Eloy Edictions](#)
[Fabylon Verlag](#)
[Feder und Schwert Verlag](#)
[Festa Verlag](#)
[Goblin Press](#)
[Golkonda Verlag](#)
[Heyne Verlag](#)
[Knaur Verlag](#)
[Lindenstruth Verlag](#)
[Luftschiff Verlag](#)

[Luzifer Verlag](#)
[Lübbe Verlagsgruppe](#)
[Nemed House](#)
[P.Machinery](#)
[Piper Verlag](#)
[Projekte Verlag](#)
[Sarturia Verlag](#)
[Shayol Verlag](#)
[Suhrkamp Verlag](#)
[Verbrecher Verlag](#)
[Verlag 28 Eichen](#)
[Verlag Dieter von Reeken](#)
[Voodoo Press](#)
[Wurdack Verlag](#)
[Zaubermond Verlag](#)



DISCLAIMER FÜR LINKS

Laut Urteil vom 12. Mai 1998 entschied das Landgericht Hamburg, dass durch das Anbringen eines Links die Inhalte der gelinkten Seite ggf. mit zu verantworten sind. Laut dem LH kann dies nur dadurch verhindert werden, dass man sich ausdrücklich von diesen Inhalten distanziert. Und somit möchte ich ausdrücklich bestellen, dass ich keinen Einfluss auf die Gestaltung und die Inhalte der hiermit verlinkten Seiten habe und mich von ihren Inhalten distanzieren, sollte diese rechtswidrig bzw. verboten sein.